

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Noider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91,
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 22

São Paulo, 23. November 1912

IX. Jahrg.

Vor dem grossen Kladderadatsch.

(Von unserem Spezial-Berichterstatter.)

Berlin, den 25. Oktober.

„Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen“ —
Braucht man den Lesern nicht zu sagen,
Was jetzt Europas Schwärmerei!

Alle Welt treibt hier Balkan-Geographie; es gibt keine Kutscherkneipe ohne Hausstratzen, keinen Backfisch, der nicht für Danilo, den ritterlichen Thronerben Montenegros, schwärmt, und keinen Börsianer, dem nicht — „miß“ wäre. Ein Heer von Kriegsberichterstattern müht sich, dem seligen Wippchen aus Bernau den Nachruhm, und uns daheimgebliebenen Chronisten die Laune zu schmälern. Die Großmächte aber haben sich zu einer neuartigen G. m. b. H. — zu einer Gesellschaft mit bedrückten Herzen — konstituiert. Ihre Geschäftsführer, die Herren Diplomaten endlich gleichen Leuten, die, von Bauchgrimmen befallen, das bekannte „recht freundliche“ Photographiergesicht zu schneiden versuchen, denn sie wissen trotz ihrer selbstzufriedenen Haltung weniger denn je, ob das Leiden des kranken Mannes am Bosphorus lokalisiert bleiben oder den Ausgangspunkt einer mörderischen Epidemie bilden wird.

Obwohl, einem melancholischen Börsenwitz zufolge, auf dem Balkan kaum noch die ersten „Vorschüsse“ ausgewechselt wurden, zeigt doch das ganze Vorgehen der Akteure, daß sich keiner der in interessanten Gegenden beliebigen Operettenkriege, sondern eine wirkliche, welterschütternde Tragödie vorbereitet, deren Regissüre alle Mitwirkenden von vornherein in eine Stimmung zu versetzen wußten, die eine blutige Realistik des Ensembles gewährleistet.

Tausend kleine Züge: das weniger diplomatisch als „hausknechtstechnisch“ anmutende Ersuchen an die Balkangesandten, „möglichst schnell“ zu Muttern zu reisen; der Auftrag des Sultans an sein Heer, „den Balkanvölkern, deren Frechheit das türkische Volk mit Ekel und Verachtung beantwortet, einen Schlag in die frechen Gesichter zu geben“; die vom griechischen Gesandten in Konstantinopel noch vor seiner Abreise von dort amtlich übermittelte

Fettente, daß „laut sicheren Informationen die Türken zwei Aerzte nach Janina geschickt hätten, um die dortigen Brunnen mit Typhus- und Cholera Bazillen zu vergiften“; die — übrigens direkt widerliche — Heuchelei, mit der man vonseiten des Viererbundes „den neuen Kreuzzug der Christenvölker“, „den Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond“ proklamierte, um die religiösen Leidenschaften aufzustacheln — dies und noch manches mehr illustriert die gegenseitigen Gefühle.

Man könnte es unter solchen Umständen als ein walres Glück ansehen, wenn die Teilnehmer dieses nach echt seldischer Art mit Schimpfworten eingeleiteten Zwistes recht bald von „Moses und den Propheten“ verlassen würden. Aber auch diese Hoffnung steht auf schwachen Füßen. Schon jetzt erfahren wir, daß ein Konsortium nordamerikanischer Bankiers die Beziehungen des — „Mooses“ zu den Bekennern des Propheten verstärkt und dergestalt den Glanz des Halbmonds erhöht hat, sowie ferner, daß auch der Manager des Balkanbundes Herr Ferdinand Koburger der bewährten kaufmännischen Tüchtigkeit seines Hauses Ehre gemacht und für die lange vorbereitete Geschäftserweiterung mehr Spargroschen auf die hohe Kante gelegt haben soll, als seine Konkurrenz annehmen konnte. Zudem sind gegenwärtig laut telegraphischer Nachricht in Petersburg mehrere leistungsfähige Schnellpressen in Bewegung, um einigen hundert Millionchen Papierschnitzeln zur Würde und Bedeutung königlich bulgarischer Kassenscheine zu verhelfen. Eine altbewährte Methode zur Besiegung finanzieller Nöte, deren Vorzüge Ihnen eventuell Herr Ruy Barbosa bestätigen wird. —

Alles ist also „in schönster Ordnung“ und allein die Tatsache, daß die entscheidende Abrechnung über Erwarten prompt vor sich zu gehen beginnt, läßt einige Hoffnung für Europas Ruhe. Man meldet schon heute (25.) einen bedeutsamen Bulgarsieg bei Kirkkilisse und lange bevor diese Zeilen drüben eintreffen, dürften weitere Entscheidungen gefallen sein, die, wenn nicht alles täuscht, die Auszehrung des kranken Mannes beschleunigen werden. Das mag für uns Deutsche, die wir als militärische Lehrer der Türken gelten, einen peinlichen Beigeschmack haben, stärkt aber dennoch die Hoffnungen derer, die europäische Komplikationen befürchten. Ob nicht aber auch diese Hoffnungen trügen, weiß heute noch kein Mensch. Der Schänd-

sack des Sandschak, der nach der Newa gravitierende Töchtersegen Nikitas, die durch beschleunigte Flottenbauten, „Probemobilisierungen“ und gewaltige Rüstungskredite beglaubigte Liebe zwischen Oesterreich und Rußland etc. etc. sind keine Momente, die zur Hausse-Spekulation ermutigen, und wenn die Balkanherrschaften ebenso fest wie die Herren Kiderlen, Sasonow und Berehtold an die unzerstörbare Einigkeit der Großmächte glaubten, so würden sie gewiß keinen Krieg begonnen haben, als dessen unabwendbares Ergebnis man im Voraus den unverrückten Status quo proklamierte. Allein schon die faustdicken Schmeicheleien, die Ferdinand der Geschäftstüchtige in seinem Kriegsmanifest an die Adresse der „Lehrer und Befreier“ seines Volkes gelangen ließ, die Gebete, die der schwarze Peter dem Kaiser aller Reußen, als dem „Schutzherrn der orthodoxen Völker“, widmete, die Innigkeit, mit welcher der Padischah wiederholt seine Liebe zu England betonte, Oesterreichs „quod non“ in der Frage der Sandschakbesetzung und Rumäniens „wohlwollende Neutralität“, hinter der die Eingeweiheten den Verheißungengel Germania zu erblicken glauben, alles das zeigt die Vielseitigkeit der Eventualitäten, mit denen man rechnen und sich verrechnen kann. In der internationalen Politik wird alles — verrückt, warum sollte der Status quo auf dem Balkan allein eine Ausnahme machen.

Wochenschau.

Das Gericht zu Milwaukee hat angeordnet, daß Johann Schrank, der auf Roosevelt einen Mordversuch verübte, auf seinen Geisteszustand untersucht werde. Die Annahme, daß Schrank ein Anarchist sei, hat man schon längst fallen lassen und die Ueberzeugung wird immer allgemeiner, daß man es nur mit einem armen Geistesgestörten zu tun habe.

In Sebastopol wurden vor einigen Tagen siebenzehn Matrosen wegen eines angeblichen Putschversuches zum Tode verurteilt. Dieses sehr harte Urteil hat im ganzen Lande einen sehr schlechten Eindruck gemacht. In Moskau haben zum Protest gegen die Vollziehung alle industriellen Etablissements geschlossen und in zahlreichen Versammlungen wurde die Abänderung des Urteils verlangt. Da die Regierung unter Kokowzew nicht so reaktionär ist wie sie unter Stolypin war, so ist zu erwarten, daß dem Verlangen stattgegeben und so eine revolutionäre Agitation verhütet wird.

In Italien ist zu Gunsten des Advokaten Tullio Murri eine starke Agitation im Gange. Dieser Advokat hat vor mehreren Jahren seinen Schwager, den Grafen Bonmartini, ermordet, angeblich, um seine Schwester von einem schlechten Manne zu befreien. Schon während der Verhandlungen wurden Tullio Murri und seine mitschuldige Schwester, Linda Murri-Bonmartini, von der öffentliche Meinung sehr in Schutz genommen. Törtz alledem wurde er zu 30 Jahren Gefängnis verurteilt. Jetzt hofft man aber von König Victor Emanuel seine Begnadigung zu erwirken. Der Vater des Gefangenen, der bekannte Rechtslehrer Augusto Murri, zählt fest auf die Begnadigung, und hat für seinen Sohn schon eine Villa in Stand setzen lassen.

In Tripolis hat vorige Woche eine Konferenz stattgefunden, an der die italienischen Autoritäten und mehrere Araberscheiks teilgenommen haben. Die letzteren haben erklärt, daß sie nicht daran denken, gegen die Italiener einen Kleinkrieg zu entfachen. Die meisten Araberstämme haben die von den Tür-

ken erhaltenen Kriegswaffen abgeliefert und sind zur friedlichen Arbeit zurückgekehrt.

Dieser Tage wurde vor Neapel eine Flottenparade abgehalten, die sehr gut verlief. Das italienische Flottenkommando erhielt bei diesem Anlaß mehrere Glückwunschtelegramme, darunter auch von Kaiser Franz Josef und von dem deutschen Marineminister, Admiral Tirpitz.

Die italienische Presse befaßt sich sehr ausführlich mit der Auswanderung nach Argentinien. In einer südamerikanischen Republik sollen sich sehr viele neueingewanderte Italiener ohne Arbeit befinden. Deshalb wird dem Auswanderungskommissariat der Vorwurf gemacht, daß es die Emigration nicht zu leiten verstehe. Der „Corriere della Sera“ geht soweit, der Regierung den Vorschlag zu machen, sie sollte dafür sorgen, daß die großen italienischen Auswandererströme von Argentinien abgelenkt und anderen Ländern zugeführt werde, wo man mehr Arbeit und bessere Garantien findet.

Die Aerzte, die die Leiche des Ministermörders, Pardinis, untersuchten, sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß er geisteskrank gewesen sei. Manchen wird das wohl überraschen, daß man jeden Anarchisten, der einen politischen Mord begeht, für verrückt erklärt, aber wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die Annahme die einzig richtige ist. Die terroristische Form des Anarchismus, die mit dem wissenschaftlichen Anarchismus nur den Namen gemein hat, kann nur als Massenwahnsinn erklärt werden.

Am 17. hielt der brasilianische Gesandte am Berliner Hofe, Herr Dr. Itiberé da Cunha, seine angekündigte Konferenz über die Kodifikation des internationalen Rechts. Dem Vortrag wohnte unter anderen auch der Präsident des deutschen Reichstags bei.

Die italienische Regierung hat den Sekretär-Dolmetscher des internationalen Landwirtschaftlichen Instituts zu Rom, einen Herrn Nacht, aus Italien ausgewiesen. Die Ausweisung wird dadurch begründet, daß Nacht ein Freund des bekannten anarchistischen Schriftstellers Enrico Malatesta sei. Da Nacht, der aus Polen gebürtig ist, dem italienischen Presseverein angehört und sich absolut gar nichts hat zu schulden kommen lassen, was seine Ausweisung rechtfertigen würde, so hat für ihm bereits eine heftige Agitation eingesetzt. Diese Maßnahme der italienischen Regierung ist auch etwas sonderbar, denn der Anarchistenfreund Nacht dürfte doch dieselben Rechte haben wie der Anarchist resp. Nihilist Maxim Gorki, dessen Auslieferung an Rußland Italien bereits dreimal verweigert hat. Daß Nacht ein unbedeutender Dolmetscher, Gorki aber ein weltbekannter Schriftsteller ist, sollte doch vor dem Gesetz nichts zu sagen haben.

Ueber die Stellung Deutschlands zum Balkankriege schreibt Herr Theodor Wolff in dem von ihm geleiteten „Berliner Tageblatt“: „Vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges haben sämtliche Kabinette Europas, vielleicht mit Ausnahme des russischen, noch an blinden Lärm und Bluff geglaubt, und heute wissen sie so wenig wie ein anderer, ob nicht wieder das Unbekannte, Ueberraschende sich irgendwo emporrecken wird. Sie kennen das Schicksal der Schlachten nicht voraus, sie müssen sich sagen, daß bei einer türkischen Niederlage die Revolution im Sultansreiche droht, und sie müssen mit dem gesundbetenden Mönch rechnen, der bei einer Niederlage der Balkanheere den friedlichen Sasonow stürzen kann. Die leuchtende Miene der Staatsmänner rührt nicht immer von einer inneren Erleuchtung her. Sie haben in ihren Akten und in ihren Herzen

heute nur Hoffnungen wie jeder bescheidene Untertan. Aber wenn diese Hoffnungen sich erfüllen, wenn der Kelch an uns vorübergeht, wenn der russisch-österreichische Interessenkonflikt — den wir, solange er nicht zur Entscheidung drängt, alle Tage dreimal preisen sollten — hübsch „latent“ und im Fortwurstelstadium bleibt, dann bieten sich einer deutschen Regierung, die ihr Geschäft versteht, allerdings manche heiter stimmenden Aussichten dar. Man soll die Tatsache, daß wir heute mit Frankreich Hand in Hand gehen, nicht überschätzen, die chauvinistische Geschäftsprelle dort und hier wird am Tage nach der Gefahr die verrostete Leyer wieder hervorholen, und der rastlose „Matin“ singt auch jetzt unentwegt sein altes Lied, aber das Märchen von der Kriegslust, die uns oder die Franzosen beseeelen soll, hat doch ein paar Gläubige verloren, und ein bißchen vom guten Eindruck bleibt wohl schließlich zurück. Wenn der Türke siegt, oder eine klare Entscheidung sich nicht ergibt, werden wir gemeinsam mit Frankreich und England den russischen Zorn zu besänftigen haben, der „Ausgleich“ zwischen Dreibund und Tripleentente wird weitere Fortschritte machen, und auf dem Balkan wird man sich mit kleinen Wundenplastern aus der Affäre ziehen. Und müßten wir — falls nur Oesterreich und Rußland vernünftig bleiben — bei einem Siege der Balkanstaaten wirklich die Luft mit Welklagen erfüllen, und wäre es für uns gar so entsetzlich, verlore die Türkei ein Stück Mazedonien mit Zubehör? Deutschland ist — durch eine glückliche Fügung, die der Himmel den deutschen Diplomaten zum Trost für so viele Fehlschläge gesandt — in Konstantinopel heute total an die Wand gedrückt, wir sind, weil wir alles verloren haben, gegen Verluste geschützt, und nicht auf den deutschen, sondern auf den englischen Schultern ruht heute die Bürde der Freundschaft und der Verantwortung. Mancher sieht ja schon wieder in dieser ganzen Balkanempörung „Englands Hand“, aber wie sollte England diesen Krieg in einem Augenblick gewünscht haben, wo endlich der deutsche Einfluß gebrochen und der Britengünstling Kiamil am Ruder war? Kann es uns bekümmern, wenn der Bulgare wirklich jene Tüchtigkeit, die seine Lobredner ihm nachrühmen, beweist und wenn sich das weite und fruchtbare Mazedonien der Zivilisation und dem Handel erschließt? Wird es nicht dann besser sein, sich den Anschluß zu sichern, statt sich um die Rettung unrettbarer Trümmerreste zu bemühen? In dem Augenblick, wo es sich zeigen sollte, daß die türkische Herrschaft in Europa abgewirtschaftet hat, wird keine Diplomatenkünstelei ihr neues Leben verleihen. Und dann kette man sein Schiff, das in die Zukunft steuern soll, nicht allzu fest an das Wrack der Vergangenheit.“

Aus den neuesten Telegrammen gewinnt man den Eindruck, daß die große Tragödie ihrem Ende zudrängt. Die Bulgaren sind jetzt wirklich vor Konstantinopel. Der Kanonendonner kommt immer näher und des Nachts färbt sich der Himmel blutig rot von dem Brande der eingäscherten Dörfer. Eine furchtbare Gewitterwolke zieht sich über dem Goldenen Horn zusammen nur wenige Tage noch und sie wird sich entladen. Konstantinopel wird allem Anschein nach nicht bombardiert werden, denn nach dem Falle Cataldshas, der in diesen Tagen unbedingt erfolgen muß, werden die Türken den heranrückenden Feinden keinen Widerstand entgegensetzen können und General Sawow wird seine Scharen ohne Kampf in die türkische Hauptstadt führen. Die europäischen Mächte, die schon vor mehreren Tagen Kriegsschiffe nach Konstantinopel schickten, haben jetzt ihre Ma-

trosen landen lassen — Rußland hat sogar zwei Regimenter Infanterie nach Konstantinopel geschickt — und diese sind in der Stadt so verteilt, daß bei dem Einmarsch der Bulgaren keine Panik ausbrechen und keine Greulzenen sich abspielen können.

Die Serben haben Monastir eingenommen und sind ihnen dabei zwanzigtausend Türken in die Hände gefallen. Die Griechen betrachten das von ihnen besetzte Saloniki bereits als ihr Gebiet und sie haben den Prinzen Andréas dort als Gouverneur eingesetzt. Der Abwechslung halber kommt aus Belgrad wieder die Nachricht, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn Serbien noch immer verbieten wollen, daß es einen Hafen am Adriatischen Meere besetze. Diese Nachricht ist aber mit Vorsicht zu genießen, denn nach der Lage der Dinge müssen die Mächte die Friedensverhandlungen abwarten, um dann mit ihren Vorschlägen hervortreten und auch dann werden sie bestrebt sein, sich auf ein gemeinsames Programm zu einigen.

Aus europäischen Blättern erfahren wir von einer Äußerung des bekannten russischen Generals Botjanow über die Siegesaussichten im Balkankriege, die besonders deshalb interessant sind, weil sie von den Ereignissen bestätigt worden sind. General Botjanow sprach vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, und da seine Voraussagungen sich als richtig erwiesen haben, so ist der Nachweis erbracht, daß er die Lage sehr gut kennt. Botjanow sagte, er brauche nicht Prophet zu sein, um die völlige Niederlage der Türkei vorauszusagen. Von der türkischen Armee hege er wohl eine sehr hohe Meinung, ihre Instruktion und Bewaffnung seien ausgezeichnet, bei der schwachen Regierung, der schlechten Oberleitung und den inneren Wirren seien die Aussichten aber die denkbar schlechtesten. Die slavischen Völker seien wohlgerüstet, ihre Führung sei großartig, der moralische Zustand der Truppen ausgezeichnet und deshalb müsse der Krieg für sie siegreich ausfallen. Ueber die Folgen des Balkankrieges für die internationale Politik befragt, sagte General Botjanow, daß die diplomatische Gewandtheit Sasonows einen Konflikt verhüten werde. Zwar bilde das wirtschaftliche Interesse Oesterreich-Ungarns eine Gefahr, denn Rußland könne es nicht zulassen, daß Oesterreich-Ungarn aus wirtschaftlichem Interesse den slavischen Völkern die Früchte ihrer Siege schmälere, aber es werde nicht soweit kommen, denn Oesterreich-Ungarn werde den Weltfrieden nicht seinem Interesse opfern und gegebenenfalls werde Deutschland seinen Verbündeten durch gute Ratschläge davon abhalten, den Funken nach dem Pulverfaß zu werfen.

Notizen.

São Paulo.

Französisch-brasilianische Handelskammer in Paris. Wie ein Telegramm meldet, fand in Paris jüngst im Gebäude der brasilianischen Gesandtschaft unter dem Vorsitz des Gesandten Dr. Olintho de Magalhães eine Versammlung von Interessenten statt, die zu Mitgliedern der Verwaltung der Kammer in Aussicht genommen sind. Es wurde beschlossen, die Kammer offiziell im Januar zu installieren. Der Vorstand soll aus 15 Mitgliedern, acht Brasilianern und sieben Franzosen, bestehen. Als brasilianische Vorstandsmitglieder werden genannt: Barão de Nioac, Affonso Arrinos, Virgilio Gordilho, João Lopes, Ernesto Mattoso und José Paes de Bar-

ros. Die Wahl der restlichen zwei steht noch aus. Ferner sollen dem Vorstande folgende Franzosen angehören: Delaunay Bellville, Industrieller, 2. Vorsitzender; Michael, Kaffeehändler in Havre; Boris, Kaufmann in Fortaleza; Marius Levy, Kautschukimporteur; Oltermann, Bankier, und Grandmasson. Außerdem soll noch einer der Direktoren der Banque de Paris et des Pays Bas in den Vorstand berufen werden. Es ist dies die zweite gemischte brasilianische Handelskammer, welche im Auslande gebildet wird. Der Pariser Gründung ging bekanntlich die Bildung einer belgisch-brasilianischen Handelskammer in Brüssel voraus.

Verhütetes Duell. Vor einigen Tagen berichteten wir von einem Gerücht, daß ein in São Paulo sich aufhaltender Offizier sich mit einem Bundesdeputierten, von dem er beleidigt worden sei, duellieren wolle. Wie man jetzt erfährt, handelte es sich dabei um den Tenente Plinio de Carvalho und den temperamentvollen Vertreter des Staates Rio de Janeiro, Mauricio de Lacerda, der im Heere denselben Rang bekleidet wie sein Gegner. Mauricio de Lacerda hatte in seiner vielbesprochenen Rede über die skandalösen Landkonzessionen auch die im Staate Matto Grosso abgeschlossenen Landgeschäfte erwähnt, und dabei soll er auf seinen Kameraden Plinio de Carvalho so deutlich angespielt haben, daß dieser sich verletzt fühlte und ihm seine Zeugen schickte. Mauricio de Lacerda bestimmte einen Ort, wo sie sich begegnen sollten, aber Plinio de Carvalho, der in Lorena war, erschien nicht, und darauf beschloß Lacerda, der als Deputierter ja keines Urlaubs bedarf, nach São Paulo zu kommen, um hier die Begegnung herbeizuführen. Die Sache wurde aber, wie bei allen Heimlichkeiten es zu geschehen pflegt, ruchbar und die zuständigen Stellen trafen Maßregeln, um das Duell zu verhindern. Am 19. sollte Lacerda in São Paulo eintreffen, während Plinio de Carvalho sich bereits in der Staatshauptstadt befand, um den Kameraden zu erwarten. Aber am Abend des 18. wurde Plinio de Carvalho im Casino auf Befehl des Generals Faro festgenommen. Er wurde sofort nach Lorena zurückbefördert, wo er sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten haben wird, denn die Herausforderung zum Duell ist nach den brasilianischen Kriminal- und Militärgesetzen strafbar. Der Vertrauensmann Leutnant Plinio de Carvalhos in Rio de Janeiro war der riograndenser Bundesdeputierte Dr. Nabuco de Gouvêa.

Statistisches. Von dem „Boletim Estatístico“ ist die erste Nummer erschienen. Diese Publikation, die sich durch eine besondere Reichhaltigkeit und Allseitigkeit auszeichnet, steht unter der direkten Leitung des Direktors des statistischen Amtes, Herrn Dr. Adolpho Botelho de Abreu Sampaio. Diesemal greifen wir aus dem interessanten Heft nur die Daten betreffend die Bevölkerungsbewegung heraus. In den folgenden Nummern werden wir auch auf die Einwanderung, Handel, Industrie etc. zurückkommen.

Das „Boletim Estatístico“ schätzt die Bevölkerung des Staates auf 3.500.000 und die der Hauptstadt São Paulo auf 400.000, was jedenfalls nicht zu hoch gegriffen ist.

Im Jahre 1911 wurden in den 173 Munizipien geboren 59.683 Kinder männlichen und 57.414 weiblichen Geschlechts, demnach gehören von den Weltbürgern, die im Jahre 1911 das Licht der Welt erblickten, 51 Proz. dem starken und 49 Proz. dem schönen Geschlecht an. Im Laufe des Jahres kamen auch 5.657 tote Kinder zur Welt. Von den Eltern waren 65.955 oder 56,3 Proz. Brasilianer und 51.142 oder 43,7 Proz. Fremde. Eheliche Kinder wurden

108.064 geboren, uneheliche 9.033, was 7,7 Proz. der Gesamtzahl entspricht.

Wenn man die Zahl der Geburten im Jahre 1911 mit der in den vorhergehenden zwei Jahren vergleicht, dann kann ein Steigen festgestellt werden und zwar ein bedeutendes.

1909	110.156
1910	113.865 mehr 3.709
1911	117.097 „ 3.223

Nicht ganz so günstig wird das Resultat, wenn man nach dem Abzug der Gestorbenen der Bevölkerungüberschuß der letzten drei Jahre vergleicht

	Geburten	Sterbefälle	Ueberschuß
1909	110.156	55.264	54.892
1910	113.865	62.522	51.303
1911	117.097	64.324	52.773
	341.118	182.110	159.008

Demnach hat das Jahr 1909 am besten abgesehen.

In den einzelnen größeren Munizipien war die Bevölkerungsbewegung im Jahre 1911 folgende:

	Geburten	Sterbefälle	Ueberschuß
Campinas	3.695	1.776	1.619
Santos	2.642	1.514	1.128
Jahú	2.197	998	1.199
Ribeirão Preto	2.193	879	1.314
Bragança	1.832	806	1.026
Jaboticabal	1.798	755	1.043
São Carlos	1.715	696	1.019
S. João da Boa Vista	1.625	778	847
Amparo	1.612	633	979
Piracicaba	1.585	833	752

Hier muß aber erwähnt werden, daß die von den Zivilämtern, was die Zahl der Geburten anbelangt, auf Genauigkeit keinen Anspruch erheben können, weil viele Geburten nicht zur Anzeige gebracht werden, sodaß ihre Zahl um 10—15 Proz. größer sein dürfte. Die detaillierte Statistik über die Bevölkerungsbewegung in der Staatshauptstadt, die in dem Boletim dem obigen folgt, brauchen wir nicht zu veröffentlichen, denn das ist bei einer früheren Gelegenheit bereits geschehen.

Aus der Polizeichronik. Am Dienstag nachmittag verletzte der Soldat des vierten Bataillons der Staatspolizei José Theodoro seinen Kameraden João Antonio Gonçalves mit einem Rasiermesser so schwer, daß er nach dem Militärhospital überführt werden mußte. Der Messerheld wurde verhaftet.

Ueber einen traurigen Fall berichtet die Polizeichronik. Vor einiger Zeit wurde die 25jährige Elvira Figlionini von ihrem Manne dem größten Elend überlassen. Sie fand Aufnahme in der Maternidade, wo sie vor drei Wochen einem Kinde das Leben gab. Aus der Maternidade entlassen, kehrte sie, obwohl noch arbeitsunfähig, nach ihrer Wohnung in der Rua dos Imigrantes Nr. 95 zurück, wo sie in voriger Nacht in größter Not und von allen verlassen verstarb. Das Kind wurde nach dem Asyl dos Espostos gebracht.

Ein Anarchistengesetz in Sicht? Der paulistaner Bundesabgeordnete Dr. Adolpho Gordo soll sich mit der Absicht tragen, ein Gesetz betreffend die Unterdrückung des Anarchismus auszuarbeiten. Dieser Herr habe gerade an dem Tage, als in Madrid der populäre Ministerpräsident, José Canalejas, ermordet wurde, in einem Vorraume der Kammer sich dahin ausgelassen, daß der Anarchismus für Brasilien bereits eine ernste Gefahr bedeute. Südamerika sei jetzt der Sammelplatz der gefährlichsten Anarchisten und sie machten von Buenos Aires aus sehr häufig Abstecher nach São Paulo, um hier Streiks anzuzetteln, welche die Landwirtschaft des Staates ganz empfindlich schädigen. Das

Fremdengesetz vom Jahre 1907 reiche nicht mehr aus, um Brasilien gegen diese Gefahr zu schützen und deshalb müsse man für ein neues Rechtsmittel sorgen. Einige Stunden nach dieser Aeußerung hat Dr. Adolpho Gordo mit anderen die Nachricht von dem Madrider Ministermorde erhalten und dies habe ihn veranlaßt, die Ausarbeitung des Anarchistengesetzes zu beschleunigen. — Daß der Anarchismus oder sagen wir der Deutlichkeit halber Terrorismus eine ernste Gefahr darstellt, steht außer Frage, aber die Kenntnis der modernen Revolutionsgeschichte läßt uns der Ansicht sein, daß es gegen diese Gefahr keine gesetzlichen Schutzmittel gibt, weil der rote Anarchismus ebenso wenig wie der Wahnsinn polizeilich verboten werden kann. Wenn der Anarchismus mit Gewaltmitteln ausgerottet werden könnte, dann wäre Rußland längst von seinen „Auferstandenen“ befreit, aber je straffer man die Zügel dort angezogen, desto schneller haben sich die nihilistischen Verbindungen anarchistischen Charakters gemehrt. Es scheint uns auch verkehrt zu sein, wenn man die Abwehrmaßregeln gegen die Anarchisten, wie aus der Aeußerung des Herrn Dr. Adolpho Gordo hervorgeht, mit einem neuen Fremdengesetz verbinden will. Die Anarchisten brauchen nicht einzuwandern, sie können auch hier im Lande selbst gezüchtet werden, denn zum Terrorismus gehört nichts anderes, als ein dem Elend preisgegebenes Proletariat und eine Anzahl überstudierter Köpfe, deren Hirn nicht mehr richtig funktioniert. Ist die Möglichkeit vorhanden, daß eine Bevölkerungsklasse Hunger leidet und daß die Jugend im Studium des Guten zuviel leistet, dann ist auch der Boden für den Terrorismus vorbereitet und die Absperrung des Gebietes kann das Aufgehen der Saat nicht verhindern. Die Antonio Conselheiros und José Marias brauchten ja auch nicht eingeführt zu werden.

Der Streik der Angestellten der „Companhia União de Transportes“ in Santos dauert an. Gestern arbeiteten nur 53 Lastwagen und 5 Lastautomobile. Die Polizei beschützt die Arbeitswilligen. Die Streiker haben bisher noch nicht den Versuch gemacht, die Ordnung zu stören.

Kaffee. Aus Ribeirão Preto kommt die Nachricht, daß die Kaffeeernte durch die häufigen und sehr starken Niederschläge geschädigt wird. Die Früchte fallen herab, so daß die Ernte noch viel kleiner zu werden verspricht, als man nach den Frösten vermutet hatte.

Das Fahnenfest wurde gestern in den Kasernen und Schulen würdig gefeiert. Die Lehrer hielten patriotische Ansprachen über die Flagge als Symbol der Nationalität und der Unabhängigkeit. In der Luz-Kaserne wohnten der Feier die Herren der Staatsregierung und General Faro sowie der gerade hier auf Besuch weilende Kommandant des englischen Kreuzers „Glasgow“ bei.

Entlassener Professor. Am 12. d. M. wurde ein Despacho des Ackerbausekretärs Dr. Paulo de Moraes Barros betreffend die Entlassung eines Lehrers an der Landwirtschaftsschule in Piracicaba, Emil Charropin, veröffentlicht. Die überaus scharfe Form des Despachos hat viele befremdet, und man forschte nach den Gründen, die den Herrn Sekretär veranlaßt haben könnten, sich einer so harten Ausdrucksweise zu bedienen. Die Erklärung war, daß Herr Emil Charropin, der seit 4 Jahren eine der ersten Lehrerstellen an dem genannten Institut bekleidete, anlässlich der letzten Examen sich in einer Rede über die Staatsregierung ungebührlich ausgelassen habe. Dies wird von Herrn Charropin selbst aber bestritten. Der Herr Staatssekretär meinte, daß er, Charropin, die von ihm entworfene Reform des landwirtschaftlichen Unterrichts abfällig bespro-

chen habe. Das sei aber nicht der Fall gewesen, denn er habe damals, als er die Rede hielt, die Reformpläne noch gar nicht gekannt und deshalb habe er dieselben in seiner Rede auch nicht erwähnt, geschweige denn kritisiert. Da sehr viele Leute die betreffende Rede gehört haben und sie auch in den Akten über die Schlußfeier des Schuljahres enthalten ist, so dürfte es ja nun sehr leicht sein, festzustellen, ob Herr Emil Charropin wirklich etwas Ungebührliches gesagt habe.

Was kostet unsere Polizei? Die Regierungsvorlage betreffend die Polizei der Stadt São Paulo ist die folgende:

Personal	Monatsgehalt
1 Tenente-Coronel Kommandant	800\$000
1 Major Fiskal	600\$000
1 Capitão ajudante	500\$000
1 Tenente Wageninspektor	400\$000
1 Alferes Subinspektor	350\$000
1 Alferes Sekretär	340\$000
1 Alferes Quartiermeister	340\$000
4 Capitães Kommandanten	500\$000
4 Tenentes	390\$000
8 Alferes	340\$000
1 Sargento ajudante	165\$000
1 Sargento Quartiermeister	165\$000
6 Segundos-sargentos amanuenses	138\$000
12 Segundos-sargentos Wagenfiskale	150\$000
1 Primeiro-sargento corneteiro-mór	147\$000
7 Cabos cocheiros	123\$000
4 Primeiros-sargentos	147\$000
24 Segundos-sargentos	132\$000
4 Forrieis	120\$000
64 Cabos de esquadra	114\$000
8 Soldados corneteiros	105\$000
768 Soldados	105\$000

923

Das städtische Polizeikorps kostet dem Staate nach dieser Vorlage 1.279.056\$000.

Was wird das Staatsmilitär im Jahre 1913 kosten? Nach der Regierungsvorlage ist der staatliche Militäretat für das Jahr 1913 wie folgt berechnet

Bataillone u. Korps	Personen	Gehälter
Stab	21	94.188\$000
1. Bataillon	988	1.338.144 000
2. Bataillon	920	1.229.808\$000
3. Bataillon	910	1.217.352\$000
4. Bataillon	910	1.217.352\$000
5. Bataillon	910	1.217.352\$000
Feuerwehr	447	660.780\$000
Kavalleriekorps	366	534.416\$000
Schulkorps	79	143.928\$000
1. Korps der Zivilgarde	923	1.279.056\$000
2. Korps der Zivilgarde	902	1.238.123\$000
Sanitätskorps	35	107.556\$000
Zusammen	7.412	10.278.055\$000
Prämien, Gratifikationen etc.		297.400\$000
Hilfspersonal, Handwerker etc.		47.400\$000
Andere Auslagen		1.610.000\$000
Zusammen		12.185.455\$000

Schwurgericht. Gestern konnte das Schwurgericht wieder eine Sitzung abhalten. Vor den Schranken erschien Antonio Bernardo, der am 2. September in Passagem Funda einen gewissen Domingos Marques ermordet hat. Bei der Untersuchung hatte es sich herausgestellt, daß es sich nicht um einen überlegten Mord handelte und dementsprechend wurde der Angeklagte auf zehn Jahre und sechs Monate Zellenhaft verurteilt.

Der Jahrestag der Republik wurde hier diesmal sehr würdig gefeiert. Die Stadt erwachte im Festgewande. Alle Mietautos und Mietwagen führten auf Wunsch des Herrn Rudge Ramos kleine Fähnchen und das taten auch die Straßenbahnwagen der Light. Die Morgenstunden waren sehr schön; aber nachher setzte die Hitze ein, daß man, wie es heißt, die Sonnenstrahlen auf die Pflastersteine knallen hörte, und die Temperatur wurde nur dadurch erträglich, daß man an Santos und Rio dachte, wo es noch heißer ist. Die Behörden hatten der Temperatur Rechnung getragen und deshalb war die Parade, die auf dem Prado in der Moóca stattfand, auf die ersten Morgenstunden angesetzt. Sie verlief sehr gut und zeigte, daß unsere Polizeimacht von ihren französischen Lehrmeistern vieles gelernt hat. Der Aufmarsch und die Evolutionen vollzogen sich in einer muster-gültigen Ordnung und wir glauben nicht, daß die Kritiker, die sich unter den Tausenden von Schaulustigen befanden, etwas an der Truppe aussetzen haben werden. — Den Offizieren der Nationalgarde bot der Festtag die erwünschte Gelegenheit, sich in ihren schmucken Uniformen zu zeigen. Auf Schritt und Tritt sah man sie in offenen Wagen fahren oder durch die Straßen stolzieren. Am Nachmittag aber, als die Hitze sich unliebsam fühlbar machte, sah man die Herren schon wieder im hellen Flanell und Panama. Am Nachmittag gab der Herr Staatspräsident im Regierungspalast einen offiziellen Empfang, zu dem die Senatoren und Deputierten, die Offiziere und Beamten sowie die Herren Konsuln und die Vertreter des Handels und der Großmacht Presse erschienen. Am Abend war die Stadt schön illuminiert und um acht Uhr brachten siebenhundert Soldaten der Staatspolizei einen Fackelzug. Man kann alles über das Fest Zusagende in den wenigen Worten zusammenfassen: es verlief alles schön und würdig, es herrschte Feststimmung in der Stadt. Es wäre noch schöner geworden, wenn es der Himmel nicht gar zu gut gemeint und die Präfektur nicht vergessen hätte, die Straßen etwas reinigen zu lassen.

Gefrierfleisch. Der bekannte riograndenser Coronel João Francisco, der innerhalb eines Jahres mindestens sechsmal São Paulo einen Besuch abgestattet und sich hier nach Estancias umgeschaut hat, hat jetzt in Caçapava eine große Weide erworben und wird dort eine große Fabrik für Gefrierfleisch errichten. Das Schlachtvieh will er aus Minas Geraes und Matto Grosso importieren und das Gefrierfleisch sowohl nach São Paulo als auch nach Rio de Janeiro versenden. Als Leiter seines Etablissements hat João Francisco einen Fachmann aus Nordamerika kommen lassen, welcher bereits hier eingetroffen ist. Da João Francisco und sein Sozjus, der Senator Victorino Monteiro, über große Kapitalien verfügen und selbst in Matto Grosso gewaltige Viehstände besitzen, so dürfte das neue Etablissement in stände sein, der räuberischen Spekulation die Spitze zu bieten. Wir kennen João Francisco, so sonderbar das auch bei seinem Caudilhoruf klingen mag, als einen von den besten Absichten besetzten Mann und trauen ihm nicht zu, daß er mit einer Gruppe gemeinsame Sache machen könnte, die auf Kosten der Allgemeinheit spekuliert und durch verwerfliche Machinationen den Fleischpreis in die Höhe treibt.

São Paulo unter dem Schmutz-Regime. Als vor einiger Zeit die Zunft unserer Stadtväter die famose „taxa sanitaria“ erfand, um die Bevölkerung mit einem neuen Mittelchen unter die Steuerschraube zu nehmen, da erhob sich ein allgemeiner Protest. Der Presse schlossen sich Meetings an. Da versicherten aber die Herren von der

Stadtverwaltung, unsere Stadt sei in Bezug auf Reinlichkeit so schlecht daran, daß es nach der Ansicht der Sanitätsverständigen nicht mehr so weitergehen könne, wenn man nicht schlimme Epidemien provozieren wolle. Mit den jetzigen Einnahmen könne aber die nötige Reinigung nicht gemacht werden; mit der Sanitätstaxe aber werde São Paulo die schönste und reinlichste Stadt; seiner eigenen und seiner Kinder Gesundheit halber solle man doch das neue Opfer noch bringen. Angesichts dieser Versicherung verstummte der Protest und man bezahlte. 528 Contos ergibt diese Taxe nach der neuesten Budgetberechnung. Und was ist nun mit diesem neuen Gelde geleistet worden? São Paulo ist noch mehr in den Dreck geraten und verdient heute den Ruf einer der allerschmutzigsten Städte des Kontinents. Wir leben in einer beständigen Staubwolke; wer eine halbe Stunde ausgeht, hat staubige Schuhe, als käme er aus der afrikanischen Wüste. Vor Trümmern, Löchern, Pfützen, Schlamm und Schmutz muß sich der Passant nur so durchwinden und selbst Straßen von wenig Verkehr sind voll Staub, Abfällen, Papieren, Schlamm, wie die schlimmsten Ghettoquartiere. Wer hat je in einer Stadt solche Mengen von Fliegen gesehen? Wo diese Schwärme sind, ist auch der dazu gehörige Schmutz. Wohin steht die Limpeza publica mit 1300 Contos im Budget, aber die Frage ist: wer frißt diesen Budgetposten? Doch nicht die paar Neapolitaner mit ihren Berliner Kehrriekarren! Da sind ganz andere Parasiten, die von dieser Limpeza fett werden. Für das nächste Jahr hat man die Besteuerung der Stadtbewohner um Millionen erhöht, aber es ist keine Aussicht, daß wir aus diesem Schmutzregime herauskommen, in dem die Pockenepidemien nie aufhören, die Kindersterblichkeit immer enormer wird, die Zahl der Tuberkulösen immer ansteigt und bei der man uns immer die enormen Fortschritte der Kaffeemetropole São Paulo vortrompetet. Wo das Regime Duprat mit den Geldern hinfährt, das ahnt man, wenn man wieder den netten Kredit von 800 Contos betrachtet, der jetzt für die Bepflasterung der Avenida Paulista ausgeworfen wird. Die Plebs im Dreck, die Herrschaften im Luxus! Aber dieses Schmutzregime gefährdet mit den Miasmenmassen und den Fliegenschwärmen doch alle zusammen, die Reichen wie die Armen. Deshalb muß man dem Stadtpräfekten wieder mit der Taxa sanitaria vorrücken und endlich einmal öffentliche Reinigung verlangen. Sonst bedeutet diese taxa nur einen conto do vigario allerschlimmster Art. Es gibt kaum eine zweite Stadt, in welcher die Reinlichkeit so leicht wäre wie hier in São Paulo, wo die Straßen ein starkes Gefälle haben, wo genügend Wasser zum Waschen und Besprengen vorhanden wäre, wo von auswärts Staub- und Sandwirbel nicht hereinbrechen können. Aber wenn die Menschen nicht auf Reinlichkeit halten, was hilft da die freigebige Natur! Wir haben ja auch Flüsse und doch kein Bad für 400.000 Bewohner! Sind ja auch öffentliche Aborte mit der Laterne kaum zu finden! Das ist São Paulo unter dem Schmutz-Regime!

Gegen die übertriebene Verschönerung. Schon vor einigen Monaten hatten wir Gelegenheit, über den Plan unseres Präfekten betreffend die neuen Bürgersteige der Avenida Paulista zu sprechen. Herrn Baron Duprat haben die Bürgersteige der Avenida Rio Branco in Rio de Janeiro gewaltig imponiert und er hat beschlossen, der Paulicéa ähnliche Trotoire zu bescheren. Daß unsere Avenida Paulista keine Avenida Rio Branco ist, keine Verkehrs-, sondern eine Wohnstraße, das hat ihn nicht gekümmert: er will es und er verfügt es. Schon bei der ersten Erwähnung des Projektes ha-

ben wir an der Hand genauer Angaben berechnet, daß die Trotoire der sehr langen Avenida viele Millionen kosten werden und diese Ausgabe sollten die Grundbesitzer bezahlen, denn bekanntlich hat die Munizipalität nur die Bordsteine zu stellen, während die Grundbesitzer die Trotoire selbst herstellen müssen. Alle Einwendungen, die von den verschiedensten Seiten gemacht wurden, haben aber nichts genutzt, denn Herr Baron Duprat blieb bei seinem Plane, und, eigenmächtig wie er nun einmal ist, hat er verfügt, daß die Trotoire in sechzig Tagen erstellt sein müßten. Dagegen haben sich nun die Grundbesitzer aufgelehnt und an die Munizipalkammer eine wohlbegründete Eingabe gerichtet, in der sie ganz entschieden gegen die Zumutung, für die Capricen des Herrn Präfekten ungezählte Contos auszugeben, protestieren. Die Eingabe ist von vielen angesehenen Herren, Geschäftsleuten, Bankiers und Industriellen unterschrieben und der Herr Präfekt wird sie, da er mit diesen Kreisen es sich nicht verderben kann, wohl zur Kenntnis nehmen müssen. Zu dieser Annahme berechtigt uns schon die Auslassung des „Correio Paulistano“, das sonst als offizielles Organ die Pläne des Herrn Präfekten verteidigt, diesesmal aber sich veranlaßt fühlt, gegen sein Avenida-Projekt einen allerdings sehr milden Einspruch zu erheben. Herr Duprat wird seinen Plan fallen lassen müssen, aber dann bleibt doch noch die Frage: war es denn notwendig, daß der Präfekt durch eine energische Reklamation darüber belehrt werden mußte, was in São Paulo ausgeführt werden kann oder nicht?

Verein Deutsches Krankenhaus. Dem Jahresbericht 1911—1912 dieses rührigen Vereins entnehmen wir folgendes: „Zu Beginn des Geschäftsjahres gehörten dem Verein 211 Mitglieder an. Von diesen sind teils wegen Wegzugs, teils aus anderen Gründen 9 im Laufe des Jahres aus dem Verein ausgeschieden. Durch den Tod verlor der Verein ferner 5 Mitglieder — August Fried, Henrique Gilger, Bernardo Neupert, João Ravache, Rob Weigang — welche fast alle seit Jahren Mitglieder gewesen waren und denen der Verein ein treues Andenken bewahren wird. Anfang 1912 wurde wiederum ein energischer Versuch gemacht, den Kreis der Mitglieder zu vergrößern, und gelang es namentlich den Bemühungen unseres 2. Vorsitzenden, 49 hiesige Deutsche zum Eintritt bzw. Wiedereintritt in der Verein zu bewegen, von denen 2 aus besonderen Gründen wieder austraten. Nach Ausweis der Mitgliederliste gehören dem Verein jetzt 244 Mitglieder an. Das Vermögen des Vereins hat sich in diesem Jahre um 24:534\$500 vermehrt und betrug am 30. September 1912 289:515\$400. In der letzten Generalversammlung war der Vorstand ermächtigt worden verfügbares Geld, außer in Hypotheken eventuell auch in gut rentierenden Häusern anzulegen. Der Vorstand hat keine Veranlassung gehabt, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen, da es gelang, alles verfügbare Geld in Hypotheken anzulegen. Im Laufe des Jahres wurden dem Vorstande 6 Hypotheken mit 83:500\$000 zurückgezahlt; dagegen wurden 113:000\$000 auf Hypotheken ausgeliehen. Die fälligen Hypothekenzinsen waren am 30. September 1912 bis auf 3:005\$600 eingegangen oder gehen in kurzer Frist bestimmt ein. Die den Mitgliedern bekannte, im Vorjahre noch mit 1:300\$000, ausstehende Forderung“ ist erledigt: der Verein hat die ihm zustehenden 7:900\$000 voll zurückerhalten. Die Chacara stand auch dieses Jahr unter der bewährten Verwaltung von Herrn Guillh. Wiemann. Der aus Mieten, Ueberlassung der Chacara zu Festlichkeiten usw. erzielte und der Hauptkasse zugeflossene Ueberschuf betrug 2:429\$000. Außer einem Promenadenkonzert

am 8. November 1911, welches einen Reinertrag von 318\$100 brachte, hat dies Jahr keine Veranstaltung zu Gunsten des Vereins stattgefunden. Mehrfache Versuche, eine Theateraufführung zu Stande zu bringen, scheiterten an der Unmöglichkeit, eine genügende Anzahl Darsteller zu finden. Es haben in diesem Jahr so viel kleinere Aufführungen in den verschiedensten Vereinen stattgefunden, daß die um ihre Mitwirkung Angegangenen meist zu ihrem Bedauern erklärten, vorläufig nicht die Zeit zum Einstudieren eines größeren Stücks zu haben. Leider war auch die Deutsche Schauspieltruppe Blum-Lesing dieses Jahr zu kurze Zeit hier, um ein Benefiz zugesagt erhalten zu können. An Geschenken sind dem Verein dieses Jahr 938\$900 zugegangen, von denen der größte Betrag — 500\$000 — von unserm ältesten Mitglied, Herrn Albert Schwab, herrührt. Allen Gebern sei an dieser Stelle nochmals der Dank des Vereins ausgesprochen. Spezieller Dank gebührt auch den Herren Hemies Irmãos, welche dem Verein den Betrag ihrer Drucksachenrechnungen schenkten, und den hiesigen deutschen Zeitungen für die unentgeltliche Aufnahme von Annoncen und ihre ständige Propaganda zu Gunsten des Vereins. Wie oben gesagt beträgt das Vermögen des Vereins zurzeit 289:515\$400, wovon 96:600\$000 in der Chacara investiert sind. Unter Absetzung von 100 contos für den eisernen Fond ständen also jetzt rund 92 contos zu Bauzwecken zur Verfügung, welche bis nach Verlauf der Regenzeit 1913 auf über 100 contos angewachsen sein dürften. Vorausgesetzt, daß trotz Rückgang des Hypothekenzinsfußes ein eiserner Fond von 100:000\$000 auch fernerhin als genügend angesehen wird, wäre also Anfang 1913 der Zeitpunkt gekommen, um an den Bau des Krankenhauses gehen zu können. Falls die Generalversammlung die vorhandene Summe als genügend ansieht, würde der neu zu wählende Vorstand vielleicht einer in den ersten Monaten des kommenden Jahres stattfindenden Mitgliederversammlung Näheres über Bauplan und Kostenvoranschlag vorlegen können.

Recht so! Dr. Jeronymo Monteiro war, nachdem er die Regierung des Staates Espirito Santo nach Ablauf seiner Amtsperiode niedergelegt hatte, nach Rio gekommen, um sich von seiner Verwaltungsarbeit — die zum mindesten für die Hauptstadt Victoria eine Epoche bezeichnet — zu erholen. Der Bundespräsident hatte die Absicht, den geschickten Mann in der Bundesverwaltung zu verwenden, und bot ihm das Amt des Generalpostdirektors an. Nach längeren Verhandlungen und nachdem seine Bedingungen angenommen worden waren, ging Herr Jeronymo Monteiro auf den Vorschlag ein. An einem Mittwoch, im Ministerrat, sollte das Ernennungsdekret unterzeichnet werden. Am Dienstag Nachmittag hatte Herr Monteiro sich über seine nächsten Absichten und Pläne in der Postverwaltung interviewen lassen und sich dabei viel vernünftiger und maßvoller geäußert, als wir von anderen gewohnt sind. Doch am Mittwoch erfolgte die in aller Form garantierte Ernennung nicht: der Bundespräsident hatte sich wieder einmal schwach gezeigt und den Einflüssen der Gegner des Herrn Monteiro nachgegeben. Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch, welches Aufsehen dieser „Umfall“ des Marschalls Hermes erregte. Inzwischen ist Gras über die Sache gewachsen und hat der Senator Bernardino Monteiro die maßlosen Angriffe, die von der Senatstrübene gegen den Exgouverneur von Espirito Santo gerichtet worden waren, von derselben Stelle aus mit mehr oder weniger Glück widerlegt. Der Bundespräsident und die Freunde des Herrn Jeronymo dachten daran, eine andere Stelle ausfindig zu machen, und boten ihm schließlich dieser Tage das Amt

des Repräsentanten des Fiskus bei der Inspektion der Häfen und Kanäle an. Das ist zwar kein so hervorragender Posten, wie das Generalpostdirektorat, aber trotzdem nicht zu verachten, denn wer's versteht, kann sich da bedeutende „Nebeneinnahmen schaffen. Vielleicht war diese Absicht zu deutlich, vielleicht hatte Herr Monteiro nach den Erfahrungen mit dem Generalpostdirektorat „die Nase voll“: jedenfalls lehnte er dankend ab. Nun ist der Marschall sehr betrübt.

Zur Völkerkunde Südbrasieliens liefert der Vortrag des Paulistaner Museumsdirektors Dr. H. von Jhering, gehalten auf dem 17. internationalen Amerikanistenkongreß in Buenos Aires, insofern einen wertvollen Beitrag, als er alle bisherigen diesbezüglichen wissenschaftlichen Arbeiten kritisch zusammenfaßt und auf Grund eigener Forschungen das augenblicklich mögliche Fazit zieht. Die Arbeit des Herrn von Jhering ist außer in den „Actas del XVII. Congreso Inertnacional de Americanistas“ auch als Sonderheft erschienen. Noch besonders wertvoll wird sie überdies dadurch, daß sie ein Wörterverzeichnis der Sprache der Chavantes von São Paulo enthält, eines der ursprünglichen Volksstämme Brasiliens. So sehr es uns ferne liegt, die hier veröffentlichten Ergebnisse zu kritisieren — das würde nur möglich sein auf Grund umfassender Studie, wie Herr v. Jhering sie anstellte, — so können wir doch ein Bedenken, das sich uns bei der aufmerksamen Lektüre der Schrift aufdrängte, nicht unterdrücken, und das ist folgendes: Die Hauptbeweissführung für die Unterscheidung der einzelnen Indianergruppen übernimmt Herr v. Jhering der Sprache der betreffenden Leute. Und doch deutet uns dies das Unsicherste zu sein angesichts der geschichtlich vielfach beglaubigten Tatsache, daß sieghafte Völker die Sprache der schon eine ältere Kultur besitzenden Besiegten annahmen. Ich erinnere hier nur an die zahlreichen germanischen Stämme, welche in den Ländern des alten römischen Reiches alle romanische Sprachen annahmen, sich romanisierten. Umgekehrt nahmen auch unterjochte Völker die Sprache der Sieger an. So z. B. sprechen unsere brasilianischen Neger aus Afrika heute alle portugiesisch, während ihre Brüder in Nordamerika, oft vom selben Stamme, englisch sprechen. Kann es einzelnen Indianerstämmen nicht ähnlich ergangen sein? D.

Vorgänge in Ceará. Antonio Nogueira Accioly hat das Feld wieder geräumt und hat sich unter dem Schutze der Bundestruppen in Fortaleza nach Rio de Janeiro eingeschiff. Er ist also ebenso wie Antonio Lemos zum zweiten Male aus der Hauptstadt des von ihm jahrzehntelang ausgesogenen Staates vertrieben worden und im Interesse des Friedens läge es, wenn er so verständig wäre, Ceará für alle Zeiten lebewohl zu sagen. Ceará will ihn nicht, denn es kennt ihn zu gut, und die Bundesregierung hat doch wahrhaftig keinen Grund, den alten von fast allen Cearáensern gehaßten Mann mit Gewalt in seine frühere Position einzusetzen. — Als vor nicht ganz einem Monat Antonio Accioly in Rio de Janeiro sich nach Ceará einschiffte — es geschah gerade an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag —, da frug ihn Pinheiro Machado, wann er wohl zurückkehren werde und er antwortete: „Nur dann, wenn Sie mich rufen, Chef.“ Der Chef hat ihn nicht gerufen und doch kommt er nach Rio zurück und das ist ein Zeichen, daß auch in Nordbrasilien die Alleinherrschaft Pinheiro Machados zu Ende ist. Die Nordstaatler wollen die alten Olygarchen nicht mehr haben, mögen sie nun von Pinheiro Machado protegirt sein oder nicht, und wenn man auch mit der Form, in der sich die Opposition gegen die alten Cliquen äußert, nicht einverstanden sein kann, so

muß man doch soviel zugestehen, daß die Cearáenser ein Recht verteidigen, das ihnen nicht abgestritten werden darf. Will die Bundesregierung nun die Ruhe in Ceará wieder herstellen, so braucht sie nichts anderes zu tun, als den Cearáensern den Anblick der verhaßten Olygarchen zu ersparen. Mehr verlangen die Leute nicht, und das ist doch wahrhaftig nicht viel.

Ein neues Canudos. Bisher hat man nur darüber gesprochen, wieviel Soldaten die Bundesregierung nach Irany entsenden müsse, um die Fanatiker aus ihren Schlupfwinkeln zu treiben, die Frage aber, ob denn die Regierung auch instande sei, die genannte Zahl Soldaten nach dem Hochlande zu schicken, wurde im ersten Enthusiasmus nicht erörtert. Das hat nun ein in Paraná dienender Offizier getan. In einem an einen Freund gerichteten Brief hat er unumwunden eingestanden, daß die in dem genannten Staate stationierte Streitmacht auch nicht einmal daran denken könne, sich mit den Leuten José Marias zu messen. Der 11. Militärbezirk (Paraná) hat weder Soldaten noch Kriegsmaterial, um den Fanatikern von Irany begegnen zu können. Die Infanterie- und Artillerieregimenter in Curityba haben zusammen nur 300 Mann. Das Regiment, in dem der Briefschreiber dient, hat nur 130 Mann und das einschließlich des kleinen Stabes, der Musikkapelle, der Trompeter und der Trommler. Diese 130 Mann werden in neun Kompagnien eingeteilt. Und dabei ist die Truppe sehr niedergeschlagen, weil die Soldaten seit zwei Monaten keine Löhnung bekommen haben. Die Delegacia Fiscal von Paraná hat keine Zahlungsanweisung erhalten und die Soldaten müssen vom Pump leben. Das sind traurige Zustände, aber anderes war ja auch gar nicht zu erwarten, denn man hat viele Soldaten nach dem Norden geschickt, wo sie einige Olygarchien stürzen und andere stützen sollten und deshalb sind die Südstaaten, von Rio Grande do Sul abgesehen, von Militär entblößt.

Todesfall. Nach langem schwerem Leiden verstarb gestern der Besitzer der Bierstube „Zum alten Jakob“ in der Rua do Hospicio, Herr Jakob Wendling. Herr Wendling, der unseres Wissens den ersten Schoppenausschank in Rio eröffnete, war in der ganzen deutschen Kolonie bekannt und beliebt. Den Hinterbliebenen übermitteln wir unser Beileid.

Ueble Gastfreundschaft. Professor George Dumas, der sich, im Begriff nach Frankreich zurückzukehren, seit einigen Tagen hier aufhielt, hat zu guterletzt noch einen recht üblen Begriff von brasilianischer Gastfreundschaft bekommen. In vergangener Nacht drangen nämlich Diebe in sein Zimmer und stahlen eine goldene Taschenuhr und die Juwelen seiner Frau, im Gesamtwert von etwa 10.000 Franken. Es ist bedauerlich, daß gerade Herr Dumas dieses Pech haben mußte, denn er ist stets ein aufrichtiger Freund Brasiliens gewesen. Wenn er auch nicht den Diebstahl als eine brasilianische Spezialität betrachten wird, so wird er doch eine bittere Erinnerung mitnehmen. Es sei denn, daß die intelligenten Sherlock Holmes des Herrn Belisario es fertig bringen, die Schmucksachen wieder zur Stelle zu schaffen. Dazu ist aber schlechterdings keine Aussicht vorhanden.

Schwurgericht. Endlich ist es dem Gerichtspräsidenten gelungen, die vorgeschriebene Zahl von Geschworenen zusammenzubringen und so konnte die Novembersitzung am Sonnabend, den 16. ds., eröffnet werden. Vor den Schranken erschien der 19-jährige Vaternörder Manuel Martins dos Santos. Derselbe war vor zwei Monaten bereits verurteilt worden und das gleiche geschah auch am Sonnabend; er erhielt 16 Jahre und 6 Monate Zellenhaft. Die Verteidigung suchte den Nachweis zu erbrin-

gen, daß der Mörder, der stundenlang hinter einem Rohrbusch versteckt auf die Rückkehr seines Vaters wartete und bei seinem Erscheinen auf ihn sofort einen Schuß abfeuerte, in der Notwehr gehandelt habe.

Beulenpest. In der Einwandererherberge wurde ein Fall von Beulenpest konstatiert. Der Mann kam mit dem Dampfer „Espagne“ und war schon bei seiner Landung krank. Der Kranke wurde samt seiner Familie nach dem Isolierhospital verbracht und in dem Einwandererhause wurden alle Maßregeln ergriffen, um ein Wiederauftreten der Krankheit zu verhindern.

Das Schwurgericht hat in diesem Monat noch keine Sitzung abhalten können und das nur deshalb, weil die Herren Geschworenen noch niemals in genügender Zahl erschienen sind. Das ist schon des Guten zuviel und der Streik der Geschworenen beginnt sich der Pflichtvergessenheit zu nähern. In den Gefängnissen befinden sich Leute, die freigelassen werden müssen, die aber nur das Schwurgericht freilassen kann, und so stellt, von diesem Standpunkt aus betrachtet, das Nichterscheinen der Geschworenen eine indirekte Freiheitsberaubung dar. Jeder, der unser Strafgesetzbuch auch nur flüchtig angesehen hat, weiß, wie unpraktisch da mancher Artikel abgefaßt ist und wie leicht man hier in die Untersuchungshaft geraten kann. Wenn nun die Geschworenen ihre Pflicht vernachlässigen, so zwingen sie diejenigen, die wegen des geradezu stumpfsinnigen Art. 303 der Polizei in die Hände gefallen sind, dazu, Wochen oder sogar Monate im Gefängnis zu verbringen. Wenn die Sitzungen anstatt am 1. erst am 16. oder 17. des Monats beginnen, dann können die für diesen Monat vorbereiteten Prozesse nicht erledigt werden. Im nächsten Monat streiken die Geschworenen von neuem, die Sachen ziehen sich hin und so kann es vorkommen, daß einer, der auf eine Provokation reagierend einem anderen einen Stoß versetzt oder ihm eine wohlverdiente Ohrfeige heruntergehauen hat, ein halbes Jahr hinter den schwedischen Gardinen verbringen muß. Die dann nachher erfolgende Freisprechung kann den erlittenen Schaden nicht mehr gut machen; dem Manne ist ein Unrecht zugefügt worden — erstens durch den Gesetzgeber, der den sonderbaren Art. 303 abfaßte, und dann durch die Geschworenen, die ihre Pflicht versäumten.

Ueber die Post könnte man jeden Tag etwas schreiben, aber nur nichts gutes. Jetzt beschwert sich wieder ein Bürger, daß ein Markenverkäufer ihm einen durchaus einwandfreien Fünfmilreis-Schein zurückgewiesen habe. Darauf aufmerksam gemacht, daß die Gültigkeit des Scheines gar nicht angezweifelt werden könne, hat der Schalterbeamte kurz und bündig geantwortet, daß er gewöhnt sei, einmal Gesagtes aufrecht zu erhalten. Wenn er einen Schein zurückgewiesen habe, so bleibe er eben zurückgewiesen. Der gute Mann scheint ebenso wie sein Chef der Ansicht zu sein, daß das Publikum der Post wegen da sei und nicht umgekehrt.

Todesfall. Nach schwerem Leiden verschied Herr Leopold Hornstein. Die Beerdigung fand am Mittwoch statt. Den trauernden Hinterbliebenen unserer Beileid.

Herr Dr. Clinton Smith, Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Piracicaba soll die Absicht haben, nach Ablauf seines Kontraktes São Paulo zu verlassen und nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Man wird den tüchtigen Fachmann recht ungern scheiden sehen.

Vieh Ausstellung. Der Ackerbausekretär, Hr. Dr. Moraes de Barros, wird von der Kammer für eine Viehausstellung, die im nächsten Jahre auf der zoo-

technischen Station „Dr. Carlos Botelho“ veranstaltet werden soll, einen Kredit von 60:000\$000 verlangen.

Familiennachrichten. Als Vermählte empfehlen sich Herr João Rolsing und Frau Martha Rolsing geb. Winker. Wir gratulieren.

Selbstmord oder plötzlicher Tod. Der 25-jährige Alfredo Russo, wohnhaft Rua Xavier de Toledo, wurde am Mittwoch morgen tot in seinem Bette gefunden. Auf einem Stuhle neben dem Bett fand man ein leeres Fläschchen, an dem noch nicht festgestellt werden konnte, was es enthielt. Alfredo Russo hatte am Abend vorher einen Ball besucht und war spät nach Hause gekommen. Es ist noch nicht aufgeklärt, ob Selbstmord oder plötzlicher Tod vorliegt.

Duell? Es verlautet, daß ein in São Paulo sich aufhaltender Bundesoffizier einen Bundesdeputierten, der sich in der Kammer über ihn wenig respektvoll geäußert hatte, fordern werde. Um welchen Offizier und um welchen Bundesdeputierten es sich hier handelt, wird nicht gesagt.

Ipirangadenkmal. Der Staatspräsident, Herr Dr. Rodrigues Alves, hat dem Landeschef sowie sämtlichen Präsidenten und Gouverneuren und den Präfekten des Bundesdistrikts sowie der Departemente Alto Acre, Alto Purú und Alto Jurua mitgeteilt, daß S. Paulo die Initiative ergriffen habe, dem Helden der brasilianischen Unabhängigkeit auf dem Ipiranga-Denkmal ein großes Denkmal zu errichten. Es ist zu erwarten, daß sowohl der Bund wie die einzelnen Staaten den patriotischen Plan gutheißen und nach Kräften unterstützen werden.

Rua Libero Badaro. Eine landessprachliche Kollegin regt sich darüber auf, daß die Rua Libero Badaro noch nicht erweitert resp. in ihrer ganzen Breite dem Verkehr übergeben worden ist. Das Organ verlangt, daß die Bauherren der noch in Ausführung begriffenen Häuser das auf der durch den Abbruch der alten Gebäude freigemachten Straßenhälfte plazierte Baumaterial von dort entfernen und daß die Präfektur sobald als möglich die Straße in ihrer ganzen vorgesehenen Breite pflastern läßt. Zu wünschen wäre es, aber es ist leider ein Ding der Unmöglichkeit. Die Straße wird nur dann in ihrer ganzen Breite dem Verkehr übergeben werden können, wenn die neuen Häuser fertig sein werden. Würde die Präfektur die Straße jetzt neu pflastern lassen, dann bliebe diese doch monatelang für alle Vehikel unpassierbar und die Bauarbeiten müßten, da nur ein kleiner Teil des Baumaterials von der Seite des Valle Anhangambahu zugeführt werden kann, eingestellt werden. Nach der Neupflasterung würde die Straße aber sofort von den schweren Wagen, die die Eisenteile für die Häuser des Conde de Prates transportieren, befahren werden, und das neue Pflaster wäre in kurzer Zeit wieder zerstört. Deshalb ist es besser, man wartet, bis die Häuserkolosse zum äußeren Putz fertig sind. Dann aber sollte die Präfektur die Neupflasterung mit aller Energie in Angriff nehmen lassen.

Dr. Nilo Peçanha wird am 30. ds. unserer Staatshauptstadt einen Besuch abstatten. Der Ex-Präsident guten Angedenkens ist von dem Direktor der hiesigen Handwerkerschule, Hr. João Evangelista Silveira da Motta, eingeladen, der Schlußfeier dieses Instituts beizuwohnen, denn er will dem eigentlichen Schöpfer der Schule vor Augen führen, was man in der kurzen Zeit aus der fleißigen Jugend hat machen können. Nebenbei wird Herr Nilo sich auch etwas mit der Politik befassen und hier in aller Stille sondieren, was denn die Paulistaner über die Bundeswahlen im allgemeinen und über seine Kandidatur im besonderen denken. Wer weiß, ob da nicht

ein Schutz- und Trutzbündnis zustande kommt, das übrigens nicht die schlechteste Kombination wäre, denn Herr Nilo gehört doch wohl unstreitig zu den besten Männern der hohen Politik.

Der Chef der französischen Mission, Oberstleutnant Paul Balagny, wird, wie von vertrauenswürdiger Seite versichert wird, in aller Kürze den Rang eines französischen Obersten erhalten. Damit wird allen Gerüchten, daß die französische Regierung mit diesem Offizier sehr unzufrieden sei, die Spitze abgebrochen sein.

Rasiermesser in Aktion. Am Freitag um 5 Uhr nachmittags begannen die Söhne des in der Rua Capitão Matarazzo wohnhaften Lastfuhrmannes Simoni Visoni, Anielo und Thomas, einen Streit. Da der Vater sah, daß der erstgenannte Sohn ein Rasiermesser aus der Tasche zog und seinen Bruder bedrohte, mischte er sich ein, um Frieden zu stiften. Angelo ließ sich das aber nicht gefallen und versetzte seinem eigenen Vater einen 20 Zentimeter langen Schnitt in den Leib, sodaß die Eingeweide herausgingen. Der Verbrecher entkam. Der von seinem Sohn so schwer verletzte Fuhrmann wurde nach der Santa Casa gebracht.

Durch einen Schuß verletzt. In Esteves bei Conceição de Guarulhos wurde der 10 jährige José Couto, als er im Freien spielte, durch einen Schrottschuß an der linken Hand verletzt. Es konnte nicht festgestellt werden, woher der Schuß gekommen. Solche Fälle haben sich in der letzten Zeit sehr häufig wiederholt.

Mordversuch. Bei gewissen Leuten scheint von der glühendsten Liebe zum größten Haß nur ein Schritt zu sein. Das ist, wie die Kriminalchronik beweist, bei den Italienern sehr häufig der Fall. Daß ein Bräutigam seine Braut niederschießt, gehört hier nicht zu den Seltenheiten und fast immer ist ein Italiener der Täter. Eine solche Wendung von Liebe in Haß vollzog sich auch mit dem italienischen Arbeiter Calindi. Er war mit der 17jährigen Spanierin Maria Luiza Guerrero verlobt und am 13. sollte die Hochzeit stattfinden, diese konnte nicht zustande kommen, weil der Bräutigam nicht dazu zu bewegen war, sich kirchlich trauen zu lassen, wie das die katholische Braut verlangte. Wenn zwei Menschen, deren religiöse Anschauungen himmelweit auseinandergehen, den Bund fürs Leben eingehen, dann sollte zwischen ihnen von vornherein die stille Abmachung bestehen, den anderen an seinem Heiligsten nicht zu verletzen. Das scheint nun Calindi nicht begriffen zu haben, denn er glaubte, seiner Braut seine roten Anschauungen aufdrängen zu müssen und das Resultat war, daß Maria Luiza ihm den Laufpaß gab. Am Donnerstag Abend kehrte Calindi nun zu seiner Ex-Braut zurück und teilte ihr mit, daß er sich nun auch kirchlich trauen lassen würde; sie hatte ihn aber von einer solchen Seite kennen gelernt, daß sie von ihm nichts mehr wissen wollte, was den jungen Mann so aufbrachte, daß er seinen Revolver zog und vier Schüsse auf sie abgab. Das Mädchen wurde am Arm verletzt. Der Revolverheld entkam.

Matrosentransport. Am Sonntag passierten an Bord des Lloyd dampfers „Lris“ 143 Matrosen den Hafen von Santos. Sie gingen nach dem Staate Paraná, und es hieß, daß sie zu der Besatzung des Panzerschiffes „São Paulo“ gehörten, die letzthin habe meutern wollen. Dann wären die Revoltegerüchte doch nicht ganz aus der Luft gegriffen gewesen und der Ausspruch „a marinha não briga mais“ nur eine Phrase wie so manche andere.

Englisches Kriegsschiff. Am Sonntag um neun Uhr morgens lief der englische Kreuzer „Glasgow“ in den santenser Hafen ein. Der Kreuzer wird bis Mittwoch in Santos bleiben und die Offiziere wer-

den jedenfalls auch São Paulo einen Besuch abstatten.

Von der Sorocabana hört man wenig Gutes. Der Dienst dieser Gesellschaft bleibt trotz aller Reklamationen wie er immer gewesen — schlecht. In den letzten Tagen sind wieder so zahlreiche Entgleisungen und Zugverspätungen vorgekommen, daß man sie unmöglich alle aufzählen kann. Ein besonders krasser Fall ist folgender: Am 11. ds. kamen von Curityba zwei Familien, die am gleichen Tage in Santos einen Dampfer nehmen mußten, der sie nach Europa bringen sollte. Der Zug der Sorocabana kam aber so spät an, daß die Reisenden nicht nur den Anschluß nach Santos, sondern auch den nach Rio abgehenden Nachtzug versäumt hatten. Der Dampfer war also auch in Rio nicht mehr zu erreichen und die beiden Familien verloren ihre Passage. Zu einem solchen Fall braucht man kein Kommentar zu schreiben.

Familiennachrichten. Herr Dr. Walter Seng und Frau Gemahlin wurden durch die Geburt eines Mädchens hocheifreut. Unserm Glückwunsch.

Bankbilanzen. Nach den Bilanzen der Banken São Paulos war die Situation des Geldmarktes am 31. Oktober die folgende: Kasse 72.723:265\$594 gegen 65.452:774\$300 am 30. September. Diskontierte Wechsel 165.037:346\$622 gegen 157.062:958\$751. Garantierte Konten wiesen eine Abnahme von 6.371:907\$417 auf. Kreditsaldo in Kontokorrent beliefen sich auf 208.135:818\$898 gegen 193.123:872\$399. Das Geld mit festem Ziel wies ein Mehr von 1.800:573\$413 auf. Debetsaldo der ausländischen Banken mit Filialen, Korrespondenten, Stammhäusern etc. 62.459:024\$847.

Aus der Polizeichronik. Am Sonntag nachmittag stürzte der Arbeiter Manuel Ribeiro von dem Gerüst eines Neubaus an der Rua Libero Badaró und verletzte sich schwer.

Der Spanier, Bornão Garcia, wohnhaft in der Rua Caetano Pinto, gab auf seinen Nachbar Carlos Lopes einen Revolver schuß ab, der den Angegriffenen glücklicherweise nur leicht verletzte. Der Angriff war dadurch veranlaßt, weil Lopes zu Garcia vor einigen Tagen gesagt hatte, er sollte des Nachts nicht vor seinem Fenster singen. Das war nach der Ansicht des Spaniers eine tödliche Beleidigung. Der Revolverheld entkam.

Gefangene Verbrecher. Am Sonnabend wurde in einer hiesigen Kneipe an der Rua Boa Vista ein gewisser José Rodrigues da Silva verhaftet, der im Januar in Jahú einen Raubmord begangen hat. Er war nach dem Verbrechen verhaftet und bereits in den Anklagezustand versetzt worden, als es ihm gelang, aus dem Gefängnis zu entkommen. Darauf war er nach der Staatshauptstadt gekommen und hatte hier ganz ungestört gelebt, bis am genannten Tage ein sich hier vorübergehend aufhaltender Bruder des Ermordeten ihn auf der Rua 15 de Novembro erkannte und die Polizei avisierte. Am gleichen Tage wurde in Santos der Chauffeur Francisco Cirici verhaftet, der vor 16 Monaten hier in der Rua Ipiranga eine Halbweltlerin in räuberischer Absicht in ihrem eigenen Hause überfallen und mit einem Dolchstich in die Brust schwer verletzt hat. Es war Cirici hauptsächlich deshalb gelungen, sich so lange verborgen zu halten, weil sein Opfer und die Hausgenossinnen desselben ihn als einen Syrier bezeichneten und er eigentlich ein Kalabrese ist. Er hat sein Verbrechen eingestanden.

Die Companhia Nacional de Navegação Costeira hat einen neuen Dampfer, „Itasuce“, in den Dienst gestellt. Der neue Dampfer, der am Sonntag zum ersten Male auf der Fahrt nach Porto Alegre Santos anlief, ist 100 Meter lang, 14

Meter breit und hat 6 Meter Tiefgang. Seine Maschinen entwickeln 4500 Pferdekkräfte und geben ihm eine Geschwindigkeit von 14 Meilen. Der Dampfer bietet 140 Passagieren der ersten und 150 der dritten Klasse Platz; seine Einrichtung ist modern und schön. Seine Kühlanlagen sind so groß, daß sie eine Fracht von 200 Tonnen aufnehmen können, was für den Fruchtransport von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die „Itassuce“ hat drahtlose Telegraphie an Bord.

Die „Frauenhilfe“ will am 1. Dezember ein Fest veranstalten? Was ist das eigentlich für ein Verein? So fragt vielleicht mancher, der seinerzeit die Gründung der „Frauenhilfe“ nicht verfolgt hat. Und wer sich wundert, daß er seitdem nichts weiter davon gehört hat, der soll bedenken, daß Frauenhilfsarbeit in der Regel die Öffentlichkeit nicht verträgt, sondern in aller Stille getan werden muß. Indessen, da der Verein sich jetzt mit seinem Kassenfest an weitere Kreise wendet, haben diese doch ein gewisses Recht, wenn auch nicht im einzelnen, so doch im allgemeinen zu erfahren, was die „Frauenhilfe“ bisher geleistet hat. Der Name deutet schon an, in welcher Richtung sich die Tätigkeit dieses Frauenvereins bewegt: Frauen in ihren mancherlei Nöten beizustehen. Rat brauchen besonders die Zugereisten, die fremd am Platze sind und keine Arbeitsgelegenheit zu finden wissen. Tatkräftiger Beistand ist nötig bei Erkrankungen der Kinder oder wenn die Alten allein nicht fertig werden können. Gewissenhafte Erkundigungen über Frauen, die Geldunterstützungen begehren, braucht der deutsche Hilfsverein. Und für auswärtige Frauen ist es wertvoll, eine Stelle zu wissen, wo sie über hiesige Verhältnisse eine uneigennützigte Auskunft erhalten können. Alle diese Aufgaben sind sehr bald an die „Frauenhilfe“ herangetreten: Arbeit wurde vermittelt; bei Kinderkrankheit wurde geholfen; Zimmer für alte Frauen wurden gesucht oder diese in Krankheitsfällen ins Hospital gebracht; Herr Dr. Seng, der sich dem Verein sofort zur Verfügung stellte, ist mehrfach in Anspruch genommen worden; der Deutsche Hilfsverein und die „Frauenhilfe“ arbeiteten sich manches Mal in die Hand — so wurden z. B. auch alle vom Hilfsverein regelmäßig unterstützten Frauen aufgesucht —; und der Vorstand erteilte verschiedene Auskünfte an Auswärtige. So haben die zweieinhalb Monate des Bestehens der „Frauenhilfe“ es durchaus bewiesen, daß ihre Gründung einem dringenden Bedürfnis entsprach. Etwa 80 Frauen gehören zurzeit dem Verein an. Doch ist zu erwarten, daß sich aus unserer großen deutschen Kolonie noch viele dazu finden werden, wenn sie näheres von der „Frauenhilfe“ wissen und hören, daß sie durch ihren Beitritt noch nicht zu persönlichen Dienstleistungen verpflichtet sind, sondern nur zu einem Monatsbeitrag von 200 Reis an aufwärts, wenn die eigene Mitarbeit natürlich auch der wertvollste Beitrag ist. Das ist wohl für keine deutsche Frau zuviel. Jeden 1. Donnerstag im Monat nachmittags 4 Uhr findet Rua Visconde do Rio Branco 10 regelmäßig eine Mitgliederversammlung statt, zu der alle Mitglieder ohne weiteres eingeladen sind. Auch neue Mitglieder sind da stets willkommen.

Verlorene deutsche Briefpost für Brasilien. Bei dem Unfall, den die Dampfer „Vandalia“ und „Graecia“ der Hamburg-Amerika-Linie in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober in der Unterelbe erlitten haben, ist die an Bord der „Vandalia“ befindlich gewesene Post mit gesunken. An der Bergung der Post wurde wohl gearbeitet, indes ist anzunehmen, daß sie wertlos oder doch zum mindesten stark beschädigt ist. Sie hat bestanden aus einem Briefbeutel von Hamburg für Rio de Ja-

neiro, der lediglich einen Einschreibebrief enthalten hat, und aus 413 Postpaketen für São Paulo und Santos, sowie 9 Postfrachtstücken für Santos und Rio de Janeiro, bei denen der Absender die Leitung über Hamburg verlangt hat. Sie werden in der Zeit vom 24. September bis 4. Oktober eingeliefert worden sein.

Zur Fleischfrage hat nun auch der offiziöse „Correio Paulistano“ das Wort ergriffen. Das Blatt, das schon durch die engen Beziehungen zu der Staatsregierung von dem Vorwurf, subversiven Grundsätzen zu huldigen, geschützt ist, gibt zu, daß die Fleischteuerung künstlich herbeigeführt werde. In Salto de Itú kostete das Fleisch 500 Reis und man kann sich doch nicht mehr auf unvorhergesehene aber natürliche Ursachen hinausreden, wenn der für den Haushalt so unentbehrliche Artikel hier bei einem Preise von 1 Mil 200 Reis noch immer höher zu steigen droht. Der „Correio Paulistano“ erinnert daran, daß eine Munizipalverwaltung im Innern des Staates die Ankündigung, daß die Fleischpreise höher steigen würden, mit der anderen beantwortet habe, daß sie in diesem Falle sich veranlaßt sehen werde, die Fleischlieferanten höher zu besteuern. Das hat bewirkt, daß die „natürlichen Ursachen der Teuerung“ sofort aufhörten. So sollte auch hier vorgegangen werden. Der Firma, die die Fleischpreise in die Höhe treibt, sollte in Erinnerung gebracht werden, daß sie nicht die Alleinherrscherin in São Paulo ist, und sie würde sofort aufhören, über die „natürlichen Ursachen“ zu sprechen. Aber leider ist unser Herr Präfekt nur dann energisch, wenn er ein umgefallenes Auto mit dem Bond überfahren kann; solchen „zielbewußten Leuten“ wie der großen Fleischfirma gegenüber ist er die Gemütlichkeit selber.

Von der Parade. Die Straßenbahnwagen der Light haben am 15. November in den Morgenstunden auf der Mooca-Linie 12.379 Passagiere hin- und zurückbefördert. Die São Paulo Railway verkaufte am gleichen Morgen 2994 Billets. Bedenkt man, daß bei dem kolossalen Andrang des Publikums, das der Parade beiwohnen wollte, die Kondukteure nicht imstande waren, von allen Passagieren den Fahrpreis einzukassieren und zu registrieren, so kann man annehmen, daß die Light und die Railway zusammen wohl 16.000 Personen hin- und zurückbefördert haben werden. Demnach hätten allein ihre Wagen 8000 Menschen nach dem Paradeplatz gebracht. Die Zahl der Vehikel, Automobile und Wagen, die das Tor des Rennplatzes passierten, betrug nach polizeilicher Angabe 800 und für jedes Vehikel kann man 4 Personen annehmen, so daß die Zahl der auf diese Weise Gekommenen 3200 betragen dürfte. Der Andrang der Fußgänger war ebenfalls sehr groß. Aus der Mooca selbst, aus der Braz, aus Belemzinho und aus Pary strömten hunderte von Personen herbei, so daß man das Publikum, das der Parade beiwohnte, ohne Uebertreibung auf 15.000 Personen schätzen kann. Die Parade hat sich also sehr zugkräftig erwiesen. Der sehr schöne Morgen hat natürlich auch seinen Teil dazu beigetragen, ein zahlreiches Publikum nach dem Paradeplatz zu locken.

Einwanderung. Seit dem 1. Januar sind in unserem Staate 90.418 Einwanderer angekommen.

Das Schwurgericht hat gestern wieder keine Sitzung abhalten können, weil die vorgeschriebene Anzahl Geschworener nicht erschienen war.

Einwandererherberge. Vor einigen Tagen wurde die alarmierende Nachricht verbreitet, daß ein mit dem Dampfer „Espagne“ gekommener Einwanderer in der Herberge an der Beulenpest erkrankt sei. Es hat sich nun glücklicherweise herausgestellt, daß es sich um eine falsche Vermutung

handelte. Der Mann, der sofort nach dem Isolierhospital gebracht wurde, befindet sich bereits auf dem Wege der Besserung und seine gleichzeitig isolierte Familie befindet sich gesundheitlich ausgezeichnet. Der Gesundheitszustand in der Einwandererherberge ist ein erfreulicher. Am Montag wurde der Herberge von den Herren Staatssekretären des Innern und des Ackerbaues sowie von dem Chef des staatlichen Gesundheitsdienstes ein Besuch abgestattet. Diese Herren überzeugten sich nach einer eingehenden Besichtigung aller Abteilungen des Hauses, daß erstens alles seinen geregelten Gang gehe, und daß zweitens die Einwanderer sich in den besten hygienischen Verhältnissen befinden.

Streik. In Santos haben sich die Angestellten der „Companhia União de Transportes“ in den Ausstand erklärt. Der Ausstand hängt mit verschiedenen anscheinend ungerechten Entlassungen zusammen.

Gewonnener Prozeß. Die „Companhia Sillex“, die in Ipiranga eine Fabrik für Emailwaren besitzt, hat einen gegen Dr. Adriano de Barros geführten Patentprozeß gewonnen. Der genannte Herr hatte die der Fabrik „Sillex“ gehörigen Patente für sich beansprucht. Nach der Entscheidung des Bundesrichters gehören die Patente nun definitiv der Companhia Sillex.

Familiennachricht. Herr Guilherme Lienert und Gemahlin zeigen erfreut die Geburt eines Sohnes an. Unseren Glückwunsch.

Doppelverlobung. Fräulein Gertrud Jerosch hat sich mit Herrn Paschoal Blasco und Fräulein Virginia Blasco mit Herrn Carl Jerosch jun. verlobt. Wir gratulieren.

Todesfall. Am 16. d. M. verstarb hier im Alter von 78 Jahren Herr Dr. João Alves de Siqueira. Der Verstorbene war unter dem Kaiserreich Provinzialdeputierter und nachher Hygieneintendant der Stadt São Paulo. In der letzten Stellung hat er sich um die Stadt große Verdienste erworben.

Hohe Häuser. Vor einiger Zeit reichte ein Herr, der auf dem Grundstück Rua Direita Nr. 7 ein Haus bauen will, den betreffenden Plan bei der Präfektur ein und man ersah daraus, daß São Paulo ein Gebäude von 32 Meter Höhe erhalten sollte. Das schien dem Herrn Präfekten etwas zuviel zu sein, und da er ahnte, daß solche Pläne infolge der kolossalen Grundstückspreise in der nächsten Zeit häufig werden müssen, so konsultierte er die Kammer, ob dies gestattet werden dürfe. Die zuständige Kommission der Kammer hat darauf eine Gesetzesvorlage über diese Frage ausgearbeitet und diese dürfte bald zur Diskussion kommen. Nach der Kommissionsvorlage dürfen Häuser gebaut werden, deren Höhe zweieinhalbmal so groß ist wie die Breite der Straße. Sollte diese Vorlage Gesetz werden, dann wäre der Bau eines 32 Meter hohen Hauses schon zulässig, und an der Rua Libero Badaro dürfte man sogar Häuser von 75 Meter bauen. Wäre aber schon ein solches Haus gebaut, dann würde der Nachahmungstrieb dafür sorgen, daß São Paulo sich amerikanisiert.

Das Justiztribunal wird in diesen Tagen sich mit einem interessanten Habeas Corpus-Gesuch befassen und die Frage beantworten müssen, ob einem vom Schwurgerichte Verurteilten der Schutz dieses Rechtsmittels gewährt werden kann oder nicht. Vor Jahr und Tag bearbeiteten sich zwei Männer mit dicken Knütteln und beide trugen sie nicht unbedeutende Verletzungen davon. Die Justiz prozessierte sie und beide wurden wegen leichter Körperverletzung verurteilt. Der eine saß seine Strafe ab, der andere wurde gegen Kaution auf freien Fuß belassen. Aber vorige Woche faßte man

ihn doch am Wickel und brachte ihn hinter die bekannten Gardinen. Sein früherer Verteidiger will nun für ihn ein Habeas Corpus-Gesuch einreichen, und zwar mit der Begründung, daß das Urteil des Schwurgerichtes ungültig gewesen sei, weil man bei der Aburteilung verschiedene Formalitäten außer acht gelassen habe. Bei solchen Fällen kannte man bisher die Appellation, der betreffende Advokat will aber den Nachweis führen, daß hier Habeas Corpus gewährt werden müsse. Die Frage ist also von prinzipieller Bedeutung und man darf auf ihre Beantwortung durch das Tribunal gespannt sein.

Munizipien.

Campinas. Die „Deutsche Turnergruppe Campinas“ feierte den 9. und 10. d. M. ihr achtetes Stiftungsfest in den Räumen der „Eintracht“. Das Festchen verlief, wie alle Festlichkeiten der Turnergruppe, äußerst animiert und in prächtiger Harmonie. Es ist aber auch ein strammer deutscher Nachwuchs diese Turner, kräftig, sehnig, geschmeidig und von unverwüstlicher Ausdauer. Das zeigte am Sonnabend schon der Aufmarsch der Turner, der flott und fast militärisch schneidig vor sich ging. Um 9 Uhr begann das Turnen mit Freiübungen der Männerriege. Diese Uebungen wurden mit Präzision ausgeführt und man erhielt den Eindruck, daß alle mit Lust und Liebe dabei waren. Die hierauf folgenden Uebungen an Reck, Barren und Pferd gaben den Beweis, daß die Turnergruppe auf der Höhe eines guten, stramm geleiteten Turnvereins steht. Sämtliche Uebungen wurden mit vorzüglicher Haltung, ja mit Eleganz ausgeführt, so daß die Zuschauer den Uebungen bis zum Schlusse mit Interesse und Vergnügen folgten. Großen Beifall fanden die sehr exakt ausgeführten Stabübungen der Damenriege; die Damen machten in ihren Turnkostümen einen recht schneidigen Eindruck. Die zum Schluß der turnerischen Darbietungen gestellten Leiterpyramiden wurden mit verblüffender Schnelligkeit aufgebaut und ernteten deswegen großen Applaus. Gegen Mitternacht begann dann der Ball, der sehr animiert verlief. Die Turnerbälle werden von unserer Damenwelt mit Vorliebe besucht, weil die Turner flotte Tänzer sind und auf diesen Bällen Mauerblümchen nicht gesehen werden! Die Sonne erwachte bereits, als die Turner immer noch beisammen waren. Am Sonntag wurde flott weiter gefeiert, und es soll Montag geworden sein, als der letzte Festbesucher seinen Penaten zusteuerte. Der „Deutschen Turnergruppe Campinas“ gratulieren wir zu ihrem wohlverdienten Erfolge. Die Turner haben sämtlich wacker gearbeitet und deswegen wird ihnen auch die Anerkennung nicht fehlen. Die deutsche Turnerei ist ein mächtiger Faktor zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Die Anwesenheit einer größeren Anzahl Turngenossen vom Turnverein São Paulo hat hier allgemein sehr angenehm berührt und sei hiermit genannten Herren öffentlich gedankt. Gut Heil!

Bundeshauptstadt.

Der 15. November ist nun tatsächlich sang- und klanglos verlaufen, allerdings nur insofern, als die politischen Ereignisse, die von verschiedenen Seiten an diesem Tage bestimmt erwartet wurden, nicht eingetreten sind. Hermes ist Präsident nach wie vor und Pinheiro Machado sein Berater. Nicht einmal die Matrosen haben eine kleine Meuterei in Szene gesetzt, obwohl die ominösen Verschlussstücke, die sonst sicher am Lande untergebracht sind, in

ihrem Besitze sich befanden, da sie doch die Salutschüsse abgeben mußten. Unsere Politik ist doch ein gar launig Kind und spielt den gerissenen Wahrsagern gerade den ärgsten Possen. Diesmal sind sie alle wieder gründlich hereingefallen und mußten sich als Succus der Ereignisse, wie Paraden, Empfänge, Soiréen, Diners, etc. die Lehre ziehen, daß Pinheiro Machado sich besser in der Rolle des hinter den Kulissen arbeitenden Regisseurs gefällt als auf dem kurulischen Stuhl, von wo aus er die Marionetten jedenfalls nicht so leicht und geschickten lenken könnte, als es ihm jetzt vom gedeckten Hinterhalte aus möglich ist.

Unser Präsident trat mit dem 15. November in das dritte Jahr seiner Regierungsperiode, ein Ereignis, mit dem sich alle landessprachlichen Blätter in langatmigen Artikeln beschäftigen. Wenn sich aber vor wenigen Tagen noch wenigstens die oppositionellen Organe der Bundeshauptstadt darin einig waren, daß dieser Tag einen unerwarteten Wendepunkt in der Leitung der Regierung im Gefolge haben könne, so schienen sie dies am Vorabend des Festtages auf einmal total vergessen zu haben, da auch die schärfsten Gegner des Marschalls zwar in nicht besonders lobendem Tone von der verflossenen Amtsdauer sprachen, den so oft prophezeiten Rücktritt jedoch ganz außer Frage ließen, obwohl dieser doch für den Tag der Republik-erklärung mit aller Entschiedenheit vorausgesagt worden war. Es war ja kaum anzunehmen, daß Hermes freiwillig die Zügel des Staatsrosses aus der Hand geben werde, trotzdem ihm das Regieren in einer Republik wie Brasilien und unter politisch derartig verworrenen Verhältnissen, wie wir sie hier täglich beobachten können, recht schwer gemacht worden ist, ganz abgesehen von den zahllosen Kränkungen, die man ihm überall angetan hat, auch in Fällen, wo der gute Wille nicht zu verkennen gewesen ist. Heute scheinen aber diese Rücktritts-enthusiasten ganz verstummt zu sein, da die Blätter denselben vollständig beiseite lassen und sich sogar in Zukunftsprognosen ergehen, die allerdings für einen Präsidenten nichts weniger als schmeichelhaft bezeichnet werden können. Jedenfalls dürfen auch wir gespannt sein, was die nächsten und letzten zwei Jahre der Regierung Hermes da Fonseca uns bringen werden, wobei man aber, ohne besonders hellseherisch sein zu wollen, voraussagen kann, daß der Rest der Amtsdauer ebenso tatenlos verlaufen wird wie die erste Hälfte, da Hermes wohl kaum mehr den nötigen Mut aufbringen wird, sich seiner Berater zu erwehren, die ihm bisher die Richtschnuren strikte vorgezeichnet haben und auch weiter vorzeichnen werden. Die letzten zwei Jahre sind für einen Präsidenten schwieriger als die ersten, denn mit dem Beginn der zweiten Hälfte seiner Amtsperiode pflegt auch die „Gefahr der Vizepräsidentschaft“ zu beginnen. Der Vizepräsident, der in den ersten zwei Jahren nur der Substitut des Präsidenten ist, ist in den zwei letzten sein Nachfolger, und das veranlaßt die Herren, die zwei Jahre lang radikal gar nichts zu tun hatten, nach dem kurulischen Stuhle zu schielen. Herr Dr. Wenceslau Braz hat dem Marschall bisher noch nichts zu schaffen gemacht, das kann aber von heute ab der Fall sein.

Begnadigungen. Anlässlich des vorgestrigen Festtages wurden, wie dies auch bei Souveränen üblich ist, vom Präsidenten mehrere Begnadigungsdekrete unterzeichnet, die jedoch fast ausschließlich Militärpersonen die Freiheit zurückgaben. In der Mehrzahl handelt es sich um Fahnenflüchtige, bei einem um Nachlaß der Freiheitsstrafe für Totschlag. Diesen Leuten wird wohl der Tag der Pro-

klamation der Republik ewig im Gedächtnis bleiben. Hoffentlich hat aber der Bundespräsident nicht wieder einen solchen Mißgriff begangen wie voriges Jahr mit der Begnadigung des Quinea Bombeiros, der gleich nach der Freilassung sich in den Dienst Mendes Tavares' stellte und an dem aufsehenerregenden Morde in der Avenida Rio Branco teilnahm.

Industrie in Santa Catharina. In der Staatshauptstadt Florianopolis wird der in Santa Catharina angesehene Kaufmann und Industrielle Herr André Wendhausen eine Nagelfabrik errichten. Während eines längeren Aufenthalts in Deutschland hat er die erforderlichen Maschinen bestellt, die bereits unterwegs sind. Die Catharinenser Industrie wird also demnächst um eine wichtige Fabrik bereichert werden.

Kautschukausstellung. Der Landwirtschaftsminister hat alle Bundesstaaten zur Beschickung der am 13. Mai 1913 zu eröffnenden Kautschukausstellung eingeladen. Bisher haben Bahia, Sergipe und Parahyba im zusagendem Sinne geantwortet.

Ist's möglich! Die Agencia Americana teilt den fluminenser Blättern mit, daß irgendwo im Staate Rio Grande do Sul ein Mann die Wahrnehmung gemacht habe, daß ihm Hörner wachsen. Daß einem Manne Hörner aufgesetzt werden, das soll ja sehr häufig vorkommen, daß einem Menschen aber eine derartige Kopfzierde wachsen könnte, das dürfte doch ausgeschlossen sein.

Ein „gewisser Sylvio Roméro“. Eine Curitybaner Zeitung nimmt in einer kurzen Notiz Bezug auf eine von Sylvio Roméro geschriebene Artikelserie über die Grenzfrage und nennt den wahrhaft hervorragenden Gelehrten, an den, was die Vielseitigkeit seines Wissens anbelangt, kein einziger lebender Brasilianer heranreicht, einen „gewissen Sylvio Roméro“. Solche Mittelchen wenden die Paranaenser an in ihrem Bestreben, ihre Gegner in der Grenzstreitfrage als unbedeutende Skribenten hinzustellen. Ein „gewisser Sylvio Roméro“, das klingt einem brasilianischen Ohr ebenso, wie ein „gewisser Theodor Mommsen“ oder ein „gewisser Leopold von Ranke“ einem deutschen Ohr klingen würde.

Beulenpest im Norden. Der Generaldirektor des Gesundheitsdienstes, Herr Dr. Carlos Seidl, erhielt von dem nach Natal, Staat Rio Grande do Norte, entsandten Dr. Garfield de Almeida die Mitteilung, daß die Beulenpest dort vollständig erloschen ist.

Die fremden Kriegsschiffe, die anlässlich des Jahrestages der Republik-erklärung nach Rio gekommen sind, haben unserem, nur von der republikanischen Flotte aufdekorierten Hafen ein recht kriegerisches Aussehen gegeben. Die Engländer haben den Kreuzer „Glasgow“ gesandt, um an den Festlichkeiten teilzunehmen, ein elegantes Schiff mit vier Kaminen, das durch seine Bauart allein schon auf seine Verwendbarkeit schließen läßt, die Franzosen den Kreuzer „Jeanne d'Arc“, der infolge seiner Größe und seinen sechs Kaminen einen etwas plumpe, Anblick bietet und augenblicklich als Schulschiff Dienst tut, und endlich die Argentinier den „Buenos Aires“, der wegen der schlanken, zierlichen Bauart sofort angenehm auffällt und in seinem weißen Kleide einen zwar wenig kriesmäßigen, aber netten Eindruck macht. Unsere schweren Dreadnoughts „São Paulo“ und „Minas Geraes“ erwecken neben diesen Schiffen einen recht imponierenden Eindruck, ebenso wie die kleineren Kreuzer unserer Flotte wie „Rio Grande do Sul“, „Bahia“, und wie sie alle heißen mögen, die sich am Ehrentage des Vaterlandes eingefunden haben. Am 15. um fünf Uhr früh haben sie

alle ihren donnernden Salut ertönen lassen, mit dem der große Tag eingeleitet wurde.

Der Antrag Irineu Machados, für die Bundesdeputierten eine Schieß- und Fechtschule einzurichten, hat einen in Rio sich aufhaltenden Kunstschützen und Fechtmeister Henry Harris veranlaßt, dem hohen Hause seine Dienste anzubieten. Der Mann verpflichtet sich, in 25 Tagen jeden sich ihm anvertrauenden Deputierten so weit in der edlen Schießkunst auszubilden, daß er auf 150 Schritt einen Menschen töten kann. Der Genannte hat an Irineu einen Brief geschrieben, in dem er unter Anfügung zahlreicher Zeugnisse den Deputierten zur Erlangung einer solchen Lehrerstelle um seine werthe Vermittlung bittet. Irineu wird natürlich diesen Brief der Kammer vorlegen und den Harris bestens empfehlen. Eigentlich hat der genannte Deputierte selbst die Stelle eines Schießlehrers verdient, denn er hat schon den Nachweis erbracht, daß er mit seinem Revolver Menschen sehr gut trifft, während der andere nur soviel sich betätigen kann, nach brennenden Kerzen und anderen Objekten zu schießen.

Mordversuch in Petrópolis. Auf den Präsidenten der Companhia Petrópolitana, Herrn Dr. Costa Perreira wurde von einem Capanga ein Mordversuch verübt. Er wurde am rechten Bein verletzt. Die Urhebererschaft des Verbrechens wird einem entlassenen Beamten der genannten Gesellschaft zugeschrieben.

Schiffbruch. Aus Santarem wird telegraphiert, daß der der paraenser Firma Antunes & Cia. gehörige Dampfer „Alliança“ in der Nähe von Paraná Monteiro auf dem Amazonas untergegangen ist. Der Dampfer war mit Kohlen befrachtet und war am 6. von Belém nach Manaus abgegangen. Die Besatzung wurde von dem Dampfer „Massipirá“ gerettet. Dampfer und Ladung sind total verbrannt. Sie waren in der Companhia Lloyd Paraense mit 150.000\$000 versichert.

Der Grenzstreit zwischen Paraná und Santa Catharina, mit dem man sich in der letzten Zeit wieder befaßt, scheint in eine ganz neue Phase zu treten, die aber die letzte bleiben dürfte. Jedes Ding kann gedeichelt werden und warum denn nicht der „Caso de limites“? Ein Teil der catharinenser Politiker verlangt, daß in der Grenzsache die Entscheidung des Obersten Bundestribunals respektiert werde, aber das hat nichts auf sich, denn der Prozeß kann ja noch einmal dem Tribunal vorgelegt werden und das ist nun so zusammengesetzt, daß man von ihm die Berücksichtigung eines „höheren Willens“ erwarten darf. Von den Richtern, die seinerzeit ihr Urteil in dem Grenzstreit fällten, sind nicht mehr da Pindahyba dos Mattos, Castro Cardoso und Manuel Espinola; André Cavalcante ist beurlaubt und an Stelle dieser unabhängigen Männer sind Leon Ramos, Enéas Galvão, Pedro Mibielli und Sebastião de Lacerda getreten, alles neue Kräfte, die das, was die alten Herren gerade gemacht, wieder krumm biegen können. Daß das strittige Gebiet nicht zu Paraná, sondern zu Sta. Catharina gehört, daran kann nach den Urteilen, die bisher gefällt, nur ein ganz naiver Mensch zweifeln, das tut aber nichts zur Sache, denn die Justiz rechnet manchmal mit Tatsachen, die mit dem Recht keine Aehnlichkeit haben. Der Bundespräsident und Pinheiro Machado wollen, daß Paraná ein Stück von dem ihm bereits abgesprochenen Gebiet wieder zurückerhalte, und das wird auch geschehen.

Die Polizeimörder von Bello Horizonte haben am Donnerstag abend um 10 Uhr ihr Urteil gehört. Vierzehn von ihnen wurden auf 30 Jahre Zellenhaft verurteilt, die anderen wurden, da man ihnen keine Mitschuld nachweisen konnte, freigesprochen.

Die Verurteilten haben sofort appelliert und werden nochmals vor den Geschworenen erscheinen müssen, was ihnen aber wohl wenig nützen wird, denn ihre barbarischen Verbrechen können nicht ungesühnt bleiben. Die Schwurgerichtssitzung hat vier Tage und vier Nächte gedauert.

Herr Mibielli, dessen Ernennung zum Richter am Obersten Bundesgericht soviel Staub aufwirbelte, hat auf seine Stellung als Richter am riograndenser Staatstribunal nicht verzichtet, sondern sich nur zur Disposition stellen lassen. Demnach scheint er ja selber der Ansicht zu sein, daß seine Richterherrlichkeit in Rio de Janeiro keine lebenslängliche sein wird.

Ein Riograndenser Politiker erschossen. In der riograndenser Campanhastadt Bagé griff der Chef der dortigen Föderalisten, Dr. Nicanor Peña, den Regionalchef der Staatspolizei, Coronel José Lucas Martins, mit Revolverschüssen an und dieser erwiderte den Angriff. Es wurden acht Schüsse gewechselt und schließlich sank der Angreifer tot zu Boden. Dr. Nicanor Peña war in ganz Rio Grande do Sul als gewalttätiger Mensch bekannt.

Die Pest in Mendes. Es scheint den Anstrengungen der Aerzte des Sanitätsamtes gelungen zu sein, die Pestepidemie, die von der Papierfabrik in Mendes auszugehen drohte, im Keime zu ersticken. Neue Fälle sind nicht mehr vorgekommen, und, was wichtig ist, eine Uebertragung der Krankheit auf die Ratten, die einen plötzlichen Wiederausbruch der Epidemie befürchten ließe, scheint nicht erfolgt zu sein. Doch bleibt die Sanitätskommission noch einige Tage in Mendes, um die Durchführung der Vorbeugungsmaßregeln zu überwachen. Sache der Präfektur des Bundesdistrikts ist es nun, auf der „Müllinsel“ Sapucaya die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um die Ratten und die herumlungern den Katzen und Hunde auszurotten und um alles Material, das von der Insel für irgendwelche Zwecke ausgeführt wird, vor der Freigabe zu desinfizieren. Der Generaldirektor des Gesundheitsamtes, Dr. Carlos Seidl, hat bereits in diesem Sinne an den General Bento Ribeiro geschrieben, und es steht zu hoffen, daß der Präfekt der Anregung schleunigst Folge leisten wird. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß auch der Schweinemästung auf der „Müllinsel“ ein Ende bereitet werden muß. Es ist ja gewiß für die betreffenden Schweinezüchter sehr angenehm, daß ihr Borstenvieh so billig fett wird, aber die Bevölkerung von Rio hat schließlich doch noch nötig, Schweine zu verzehren, die sich von den ekelhaftesten und gesundheitsgefährlichsten Abfällen nähren.

Explosion. Auf dem Nationaldampfer „Arassinahy“ fand gestern nachts um zehn Uhr eine Motorexplosion statt, die zwar einen Brand verursachte, der aber, wie immer, noch vor Eintreffen der Hafenfeuerwehr von den auf dem Dampfer befindlichen Arbeitern gelöscht werden konnte. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen, sondern lediglich materieller Schaden.

Jahrestag von Nictheroy. Am 22. d. M. sind 339 Jahre seit der Gründung von Nictheroy verflossen. Natürlich wird in unserer festfrohen Zeit die Stadt die Gelegenheit wahrnehmen, diesen Tag feierlich zu begehen.

Eduardo Chaves, der bekannte Paulistauer Flieger, wird Anfang Dezember nach Brasilien zurückkehren. Er hatte sich bald nach seinem Ueberlandfluge—S. Paulo—Rio de Janeiro, der ein so nasses Ende nahm, nach Europa begeben, um ein neues Flugzeug zu erwerben und sich gleichzeitig mit den Hydroplanen vertraut zu machen. Wie es heißt,

bringt er außer einem Blériot-Eindecker auch einen Farman-Hydroplan mit.

Noch ein „Heiliger“. Wir bekommen wieder eine „Heiligen“-Epidemie in Brasilien. Der Ruhm des „Mönches“ von Santa Catharina und Paraná hat den Ehrgeiz der Pernambucaner angestachelt. Dort ist ein Individuum aufgetaucht, das sich Bento Milagroso, Benedikt der Wundertäter, nennt, in Beberibe wirkte und sich für vom Heiligen Geiste erleuchtet ausgab. Tausende und Abertausende pilgerten zu dem Wundertäter. Nun ist aber der General Dantas Barreto ein schneidiger Herr, der bei dem Canudos-Feldzug gelernt hat, daß es ratsam ist, den religiösen Fanatismus bei Zeiten zu dämpfen. Er hat gestern den Bento Milagroso verhaften und ins Irrenhaus sperren lassen. Da gehört er auch tatsächlich hin!

Landkonzessionen. Die Amazonas Land and Colonisation Company hat auf die ihr gewährten Konzessionen verzichtet, und der interimistische Gouverneur von Pará hat diesen Entschluß der amerikanischen Gesellschaft der Bundesregierung bekanntgegeben. Der Herr spielt jetzt die gekränkte Leberwurst und stellt die Sache so hin, als sei der Land and Colonisation und mit ihr auch der paráenser Regierung ein bitteres Unrecht geschehen. Die Verschacherung eines Landkomplexes von zusammen ca. 60.000 Quadratkilometer und alles, was drum und dran, nennt er ein patriotisches Unternehmen. Das sind Ansichten, die nur künftun können, was die Regierenden für Patriotismus haben.

Zum Grenzstreit zwischen Paraná und Sta. Catharina hört man wieder etwas neues. Demnach soll man wieder davon Abstand genommen haben, den Grenzprozeß durch das Oberste Bundestribunal revidieren zu lassen. Beide Staaten sollen sich bereits auf einen Schiedsrichter geeinigt haben und dieser sei der Kardinalerzbischof von Rio, Dom Joaquim Arcoverde. Die Persönlichkeit des Schiedsrichters ist sehr vertrauenerweckend, aber wir befürchten, daß der Herr Kardinal durch die Annahme dieser schwierigen Mission sich in die Gefahr begibt, in einem der streitenden Staaten seine Sympathien zu verlieren, denn beide erwarten von ihm, daß er ihre „Rechte“ anerkennen werde, und da sie unter dem „Recht“ den größten Vorteil verstehen, so kann den Wünschen beider Seiten nicht entsprochen werden.

Marinemuseum. Das Marinemuseum (das in dem neben dem Verkehrsministerium befindlichen Gebäude unfergebracht ist) wurde dieser Tage um einige Sehenswürdigkeiten bereichert. Es erhielt die Modelle der Monitore „Javary“, „Solimões“ und „Madeira“, die für unsere Marine auf englischen Werften im Bau sind.

Ladenschluß. Eine Abordnung der Associação Protectora dos Empregados no Commercio suchte den Stadtpräfekten auf, um ihn um Maßregeln gegen den Verkauf von Zigarren und Zigaretten in Restaurants und Cafés an den Sonntagnachmittagen zu ersuchen. Der Präfekt soll entsprechende Vorkehrungen zugesagt haben. In dem vorliegenden Falle haben die Angestellten nicht ihre eigenen Interessen vertreten, sondern diejenigen eines Teils ihrer Chefs, nämlich die der Zigarrenhändler. Das ist anständig und aner kennenswert. Aber sollte diese Ausdehnung der Sonntagsruhe nicht doch zu weit gehen? Sogar in Deutschland, wo man nicht nur in den Anordnungen, sondern auch in der Durchführung strenger sein kann und ist, dürfen die Wirte ihren Gästen am Sonntag Nachmittag Rauchmaterial verkaufen, sofern es zum Konsum im Lokale selbst bestimmt ist, also z. B. zwei Zigarren, aber nicht zehn. Dasselbe

gilt auch für die Zeit nach Ladenschluß an Wochentagen, und wenn die hiesigen Angestellten konsequent sein wollten, müßten sie fordern, daß nicht nur am Sonntag Nachmittag, sondern auch in den Abendstunden der Wochentage der Verkauf verboten würde. Wir glauben, daß die Forderung in diesem Umfange abgelehnt werden muß. Es genügt den Interessen des Zigarrenhandels, wenn man die in Deutschland eingeführten Beschränkungen übernimmt. Was mehr ist, bedeutet eine Schikanierung des Publikums, dem man den Genuß des Sonntags-Nachmittags-Zigarre nicht zwecklos erschweren soll.

Eine interessante Statistik hat der Bahianer Bundesdeputierte Dr. Octavio Mangabeira zusammengestellt. Um zu erfahren, was die einzelnen Staaten für Volksschulen ausgeben, hat er an sämtliche Präsidenten eine diesbezügliche Anfrage gerichtet. Nach den erhaltenen Auskünften hat er folgende Liste zusammengestellt, in der auch berechnet worden ist, wieviel Prozente ihrer Einnahmen sie für Schulzwecke verwenden.

		Proz.
Amazonas	1.966:421\$	12,25
Pará	3.000:000\$	21
Maranhão	359:660\$	11
Ceará	500:309\$	14,3
Piahy	150:532\$	10,06
Rio Grande do Norte	200:780\$	13,76
Parahyba	273:400\$	11,9
Pernambuco	497:747\$	4,5
Alagoas	321:720\$	12
Sergipe	280:000\$	15,6
Bahia	1.237:629\$	8,32
Espírito Santo	360:060\$	8,15
Rio de Janeiro	1.521:017\$	16,9
S. Paulo	10.319:780\$	14,9
Santa Catharina	356:775\$	15
Paraná	950:000\$	19
Rio Grande do Sul	2.706:852\$	20,09
Minas Geraes	4.162:980\$	15,16
Goyaz	88:524\$	11
Matto Grosso	209:265\$	6,7
Bundesdistrikt	8.832:032\$	28,03

Zusammen 38.295:483\$

Gefangennahme eines Oesterreichers? Herr Charles Livingston von der nordamerikanischen „Amazonas-Expedition 1912“ richtete aus Villa Bella im bolivianischen Gebiet des Rio Madeira folgendes Schreiben an das „Illustrierte Wiener Extrablatt“, das dieses in seiner Abendausgabe vom 19. Oktober zum Ausdruck brachte: „Es dürfte von Interesse für die Leser Ihres populären Blattes sein, zu erfahren, daß ein Wiener, welcher sich längere Zeit in Nordamerika aufhielt und dort Medizin studierte, auf einer Forschungsreise in das Innere des nördlichen Brasilien, im Amazonengebiet, von Indianern gefangen wurde. Der Name des Herrn, der ein Mitglied einer bekannten Brünner Familie sein soll, ist Dr. Franz B. Bahnbau der Madeira-Mamoré-Eisenbahn in Brasilien tätig und war mit einem großen Teil des noch unerforschten Amazonengebiet sehr vertraut. Er hat sich unserer Expedition freiwillig angeschlossen, ging vor einigen Tagen mit acht eingeborenen Negern die Mündung des Mamoréflusses hinauf und ist schon am ersten Tage mit wilden Stämmen zusammengetroffen. Ein Teil der erst heute zurückgekommenen Neger brachte die Nachricht von dem Vorfall. Näheres ist uns auch nicht bekannt. Innerhalb einiger Tage werden wir eine Hilfsexpedition entsenden. Herr v. Teuber, der erst vor 4 Jahren zusammen mit seinem Bruder Karl und drei Amerikanern in Zentral-Amerika, an der San Blas-Küste den Araras-Indianern in die Hän-

de fiel, wo einer der Herren seinen Tod fand, ist als Forscher in den Vereinigten Staaten sehr bekannt.“ Es ist merkwürdig, daß von dieser Gefangennahme bisher in Brasilien nichts bekannt geworden ist, um so merkwürdiger als es sich um einen Beamten der Madeira-Mamoré-Bahn handelt und als das Ereignis sich in unmittelbarer Nähe der Mamoré-Mündung zutrug. Sollte vielleicht die Bahnverwaltung ein Interesse daran gehabt haben; die Nachricht zu verschweigen?

Die „Invergarry“ ist ein englisches Segelschiff, das Holz von europäischen Häfen zu bringen, und allerlei Landesprodukte als Rückfracht zu nehmen pflegt. Sie wurde gestern der Schauplatz wüster Szenen. Die Matrosen hatten sich einen Mordsrausch angetrunken und brachten in diesem Zustande dem Kapitän eine Manifestation dar. Als Muster dienten ihnen aber nicht die berühmten Manifestationen des Herrn Armenio Jouvin, sondern die Katzenmusiken deutscher Studenten. Der Kapitän dankte ihnen natürlich für diese Aufmerksamkeit in sehr lebenswürdiger Weise. Es wäre zu Mord und Totschlag gekommen, hätte nicht die Hafenz Polizei 10 Soldaten mit geladenem Gewehr an Bord geschickt, die die Ruhe wiederherstellten, indem sie die Hauptschreier gefangen an Land führten.

Brand. In der Rua Conde de Lage brach in der zehnten Abendstunde ein Brand aus, der im ersten Stockwerke seinen Herd hatte und sich mit so großer Schnelligkeit verbreitete, daß die Inwohner der anderen Stockwerke nur mit vieler Mühe und unter großer Gefahr von der rasch herbeigeeilten Feuerwehr gerettet werden konnten. Die Ursache des Brandes ist, wie stets, unbekannt. Es soll eine Versicherung mit dreißig Contos de reis bestehen, aber diese Summe steht in keinem Verhältnis zum Werte des niedergebrannten Gebäudes.

Unglaubliche Rohheit. Im Vorort D. Clara hat sich ein Fall ganz unglaublicher Rohheit zugetragen. Ein Vagabund namens Livio Celestino Leandro traf in einem Kaufladen einen fünfjährigen Jungen, dem er soviel Schnaps zu trinken gab, daß das Kind schwer betrunken wurde. Nicht genug damit gab er ihm noch eine Flasche Schnaps nach Hause mit. Der arme Kleine trank die ganze Flasche aus. Natürlich zeigten sich bald die Folgen der schweren Alkoholvergiftung, und obwohl die Aerzte sich alle Mühe gaben, den Jungen zu retten, starb er nach einer qualvollen Nacht. Der Vagabund ist zwar verhaftet worden, aber selbst wenn er verurteilt werden sollte: in welchem Mißverhältnis steht die Strafe zu der Gemeinheit der Tat!

Autombilzusammenstoß. In der von Automobilen so gern befahrenen Avenida Beira Mar ereignete sich gestern ein großer Zusammenstoß, indem zwei aus entgegengesetzter Richtung kommende Automobile in rasendem Tempo auf einander fuhren. Die Chauffeure und die in den Automobilen sitzenden Personen wurden auf den Fahrdamm geschleudert und trugen sämtlich mehr oder weniger schwere Verletzungen davon, sodaß sie durch die Assistencia Publica abgeholt werden mußten. Es ereignen sich hier so viele derartige Unglücksfälle, die nur dem rücksichtslosen Fahren der Chauffeure zuzuschreiben sind, daß man endlich einmal drangehen sollte, strikte auf die Einhaltung eines gewissen Fahrtempos zu achten und nicht nur zu strafen, wenn das Unglück geschehen ist. Den Brunnen zudecken, wenn das Kind hineingefallen ist, hat jedenfalls gar keinen Zweck.

Ein neuer Feuerlöschapparat. Im Parke des Guanabara-Palastes wurden vorgestern in Anwesenheit des Bundespräsidenten Experimente mit einem neuen Feuerlöschapparat vorgenommen, der

Casa de Saude

(Möblierte Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 40-A (Privatstrasse) :: S. Paulo
Postfach 947 :: Telephon 2213

unter dem Namen „Hardem“ in den Handel gebracht wird. Der Präsident soll von den erzielten Resultaten äußerst befriedigt gewesen sein, sodaß die Einführung dieses Apparates bei dem städtischen Feuerwehrkorps wohl nur eine Frage der Zeit ist.

Kreuzer „Buenos Aires“. An Bord dieses Kreuzers fand Sonnabend ein intimes Frühstück statt, zu dem vor allem die Marinebehörden Einladungen erhalten hatten und das in erster Linie eine Abschiedsfeier des Kommandanten und seiner Offiziere darstellte. Noch im Laufe desselben Tages trat der Argentinier seine Rückreise an, wie auch der englische Kreuzer „Glasgow“ unseren Hafen bereits verlassen hat, um seine Reise nach dem Süden fortzusetzen.

Unfälle. An der Praça da Republica ereignete sich gestern wieder einer jener bekannten Unfälle, die durch Aufspringen auf den in voller Fahrt befindlichen Bond herbeigeführt werden. Diesmal ging es noch glimpflich ab, da der Verunglückte, ein gewisser Araujo Silva, mit Verletzungen im Gesicht und mit einem Bruch des linken Beines davonkam. Ebenso leicht hätte er totgefahren werden können.

Brahma-Brauerei. Wie die Direktion der Brahma-Brauerei bekannt gibt, sind die Herren J. Ferreira u. Co. nicht mehr Depositäre der Brahma-Biere in Rio und Nictheroy. Dafür hat die Brauerei in der Avenida Rio Branco 67 in Nictheroy ein Generaldepot eröffnet und außerdem Herrn J. Silva in der Rua Marechal Deodoro 38 dortselbst zum Agenten bestellt.

Vorgänge in Ceará. Der Staatssekretär des Innern, Dr. Frota Pessoa, der allgemein als die treibende Kraft bei den letzten Ereignissen angesehen wird, was wohl auch stimmen dürfte, hat sich nach Pernambuco begeben, von wo er sich nach Rio de Janeiro einschiffen wird. In Recife wird er jedenfalls mit General Dantas Barreto Rücksprache nehmen und die Reise nach Rio dürfte den Zweck haben, die öffentliche Meinung über die Acciols aufzuklären. Dr. Frota Pessoa ist derselbe, der schon vor etwa fünf Jahren bei dem Bundestribunal eine wohlbegründete Anklage gegen die Acciols einreichte und mit dokumentarischen Belegen eine unendliche Reihe von Verbrechen nachwies, die diese Familie begangen hat. Damals hatte die Anklage keinen Erfolg, jetzt dürfte ihre Wiederholung aber das Vorgehen der Bevölkerung von Fortaleza gegen die Acciols zum mindesten einigermaßen begrifflich erscheinen lassen.

Inspektionsreise. Der Generaldirektor des Telegraphenamtes tritt in Begleitung einer Kommission aus Bahia eine längere Inspektionsreise durch den Staat Rio de Janeiro an, um vor allem die neugebaute Telegraphenlinie zwischen Nictheroy und Victoria zu inspizieren. Diese Arbeiten, die schon vor geraumer Zeit ihren Anfang genommen haben, sind beendet, sodaß die direkte Linie in Kürze eröffnet werden kann.

Der spanische Ministermord.

Gestern Nachmittag brachte der Telegraph die Kunde, daß der spanische Ministerpräsident, Herr Canalejas, um 11 Uhr 40 einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist. Im Ministerium des Innern sollte ein Ministerrat stattfinden, und Herr Canalejas blieb auf dem Wege dorthin bei einer Buchauslage an der Puerta del Sol stehen. In diesem Augenblick näherte sich ihm von hinten ein Individuum und jagte dem Ministerpräsidenten eine Revolverkugel in den Kopf. Die Verletzung hatte den augenblicklichen Tod des Ministers zur Folge. Der Verbrecher feuerte noch zwei Schüsse gegen die Leiche ab und verteidigte sich dann mit der Waffe gegen die Leute, die herbeieilten, um ihn zu verhaften. Als er sah, daß er nicht entkommen könne, erschoss er sich selbst. Die Polizei stellte fest, daß das Attentat von einer Gruppe geplant war, und nahm bereits einige Verhaftungen vor. Der Attentäter hieß Manuel Pardinas Serrato, stammte aus Huesca und war 28 Jahre alt. Er gehörte einer anarchistischen Verbindung an, war in Bordeaux und Madrid schon durch das Identifikationsbureau gegangen und zuletzt aus Buenos Aires ausgewiesen worden.

Ueber das Motiv der Tat lassen sich vorerst nur Vermutungen anstellen. Am nächsten liegt die Annahme, daß das Gesetz über das Eisenbahnpersonal, durch das die Streikfreiheit beseitigt und das Heer der Angestellten der Bahngesellschaften ziemlich straff organisiert werden sollte, die Tat heraufbeschwor. Die Eisenbahner hatten überall im Lande in sehr heftiger Weise gegen den Gesetzentwurf protestiert, den sie als eine Freiheitsknebelung bezeichneten, ohne jedoch Erfolg zu haben. Mag sein, daß der Mörder einer der ihnen war. Aber es gibt auch andere Möglichkeiten. Herr Canalejas Politik war vielen zu liberal, anderen zu konservativ, und auch von dieser Seite soll man mit der Beseitigung des Herrn Canalejas zum mindesten gespielt haben. Wenigstens sind dem Ministerpräsidenten verschiedentlich anonyme Warnungen und geheimnisvolle Winke zugegangen, die sich durchaus nicht auf Anschläge von Anarchisten bezogen. Er ist als ein Opfer der Pflicht gefallen.

König Alfons XIII. hat den Minister des Aeussern, Herrn Manuel Garcia Prieto, mit der vorläufigen Wahrnehmung der Präsidialgeschäfte beauftragt.

José Canalejas wurde im Jahre 1854 im nordspanischen Kriegshafen Ferrol als Sohn eines bekannten Ingenieurs geboren. Noch sehr jung wurde er Professor an der philosophisch-philologischen Fakultät in Madrid und später Generalsekretär der Eisenbahngesellschaft Madrid-Ciudad Real. In der aktiven Politik trat er zum ersten Male 1881 als Deputierter auf. Er wurde seitdem immer wiedergewählt und bekleidete wiederholt Posten im Kabinett: 1888 als Minister des Innern, 1890 als Justizminister und 1894-95 als Finanzminister. 1906 wurde er Präsident der Deputiertenkammer und am 9. Februar 1910 als Nachfolger Morets Ministerpräsident. Der Argentinier Manoel Ugarte gibt in seinem Buche „Visionen aus Spanien“ folgende Charakterisierung des Ermordeten: „Canalejas ist der Typ des ernstesten und wirksamen Parlamentariers, der alle Vorteile und alle Mittel, die sich ihm darbieten, ausnutzt, um sein Ziel zu erreichen. Seine scheinbare Offenheit berührt angenehm und sympathisch. Allerdings werden nicht selten die Anstrengungen bemerkbar, die er macht, um seine Reserve zu verbergen. Im Grunde seiner Seele fehlt es nicht an Ungewissheiten, aber auf seinem immer

klaren und liebenswürdigen Antlitz spiegeln sie sich nicht wieder. Er spricht ohne Unterbrechung, nicht, weil er ein Schwätzer ist, sondern mit Absicht, um nicht den Faden des Gedankens oder der Beweisführung zu verlieren und sich in seinem Gedankengang nicht stören zu lassen. Aber sein Monolog ist anmutig und melodios.“

Die Aufgabe, die sich der liberale Staatsmann bei Uebernahme der Ministerpräsidentschaft gestellt hatte, war nicht leicht, ja man kann sagen unmöglich. Er wollte nämlich ein Reformprogramm durchführen, das allen politischen Gruppen, auch den Ultrakonservativen, auch den Radikalsten recht wäre. Das war natürlich ein Unding, und so ist es denn gekommen, daß Canalejas von den Konservativen als verkappter Republikaner und Pfaffenfresser, von den Radikalen aber als verkappter Konservativer, als Vollstrecker und Platzhalter Mauras, des Führers der Rechten, bekämpft wurde. Man mußte ihm danach die staatsmännische Fähigkeit absprechen, wenn man nicht wußte, daß das Ideal immer höher gesteckt werden muß, als die Realisierung erfolgen kann. In Wirklichkeit hat Canalejas eine Politik der mittleren Linie getrieben, die einzige, die in einem Lande wie Spanien möglich ist. Er hat es auf einen Konflikt mit dem Vatikan ankommen lassen, als es galt, die Hoheitsrechte des Staates auch gegen die Kirche zu verteidigen, aber er hat den Kampf mit Maß geführt, weit entfernt davon, in prinzipielle Kirchenfeindlichkeit zu verfallen. Auf der anderen Seite hat er auch den übertriebenen Ansprüchen der Arbeiterschaft stets die höheren Interessen der Allgemeinheit entgegengestellt, wie noch jüngst seine Haltung im Eisenbahnerstreik bewies. Leider hatte er nicht nur die Extremen von rechts und links gegen sich, sondern auch der König schenkte ihm kein Vertrauen. Alfons XIII. mußte Canalejas als den Exponenten der liberalen Majorität in die Ministerpräsidentschaft berufen, dank dem parlamentarischen Regime, das in Spanien herrscht. Aber dem in sehr engen religiösen und sozialen Anschauungen erzogenen König war dieser Liberale mit den Reformplänen unheimlich. Er fürchtete das Schicksal seines Vettters von Portugal, der auch gestürzt ist, nachdem ein sogenanntes liberales Ministerium den portugiesischen Wirrwar noch vergrößert hatte. Er erkannte den Unterschied nicht zwischen dem mit einem bestimmten Programm vorsichtig arbeitenden Canalejas und dem ungeschickt draufloswirtschaftenden Teixeira de Souza. Er übersah auch, daß sich die Dynastie in Portugal die Grundlagen ihrer Existenz denn doch in ganz anderer Weise untergraben hatte als in Spanien, wo sie mit einigem Geschick noch zu retten ist. Dazu kam dann noch der allmählich wachsende Widerstand des rechten und des linken Flügels der eigenen Freunde des Ministeriums. Man erinnere sich nur der Haltung des Senatspräsidenten Montero Rios in der Frage des Mankommunitätsgesetzes, dessen Bedeutung für eine vernünftige Dezentralisierung der spanischen Verwaltung doch unverkennbar ist. All das hat wohl dazu beigetragen, Herrn Canalejas in den letzten Monaten weniger bestimmt, in seinen Entschlüssen schwankend zu machen, ihn zu entmutigen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Tage seiner Majorität gezählt seien und daß die Uebernahme der Regierung durch die Konservativen bevorstehe. Sein Tod wird diese unvermeidliche Entwicklung wohl noch beschleunigen, denn es läßt sich voraussehen, daß unter dem Eindruck des Attentates die Rechtsliberalen mit den Freunden des Herrn Maura gemeinsame Sache machen werden. Politische Morde haben ja, wenn sie nicht einen sofortigen völligen Umsturz nach sich

ziehen, fast stets eine scharfe Reaktion zur Folge. Die Gesundung Spaniens wird dieser Mord sicher nicht fördern!

Brasilien und seine wirtschaftliche Entwicklung.

Wir haben in einer kurzen Notiz schon den Vortrag erwähnt, den der Bundesdeputierte für Minas Geraes, Herr Dr. Pandiá Calogeras, im Saale der Nationalbibliothek gehalten hat. Dieser Vortrag verdient aber, daß man aus ihm einen längeren Auszug macht, und deshalb kommen wir auf ihn nochmals zurück in dem sicheren Bewußtsein, daß wir den Lesern, die sich für die wirtschaftliche Entwicklung Brasiliens interessieren, einen Gefallen erwiesen werden.

Herr Dr. Pandiá Calogeras, der unstreitig zu den hellsten Köpfen Brasiliens gehört, hat einen Fehler, von dem viele kleinere Geister frei sind — er ist zu fleißig. Er arbeitet wie eine Biene und deshalb stellt sein von langer Hand vorbereiteter Vortrag eine so ungeheure Fülle von Material dar, daß man sich an ihn gar nicht heranwagen kann, wenn man nicht auch über eine ansehnliche Summe von Fleiß verfügt. Außer dem erwähnten Kapitalfehler hat Dr. Calogeras noch einen anderen: das Portugiesisch, in dem er schreibt oder spricht, ist nicht das leichtfließende Portugiesisch der meisten anderen Parlamentarier, sondern eine schwere Sprache, die an manchen Stellen sogar an den Lapidarstil Euclides da Cunha erinnert. Das erschwert die Ausbeute seiner Arbeiten kolossal und unwillkürlich ist man versucht, den langen Artikel zu überfliegen, um, wenn sich eine leichtere Stelle findet, diese herauszureißen und allein zu verwerten.

Was Herr Dr. Calogeras über die Kolonialzeit sagt, ist kein Lob für die Portugiesen. Sie haben sich als schlechte Kolonisatoren erwiesen. Sie traten als Eroberer auf und nutzten das Recht solcher nach Möglichkeit aus — das Recht der Ausbeutung. Man suchte zuerst nach Minen und hatte man sie entdeckt, so wurden sie ausgebeutet — nicht zum Nutzen des neuen Landes, sondern zum Nutzen Portugals. An eine regelrechte Kolonisation dachte man nicht. Das Geld und die Edelsteine faszinierten und deshalb suchte man sie. Portugal nahm das Gefundene in Empfang und schickte dafür das Notwendigste nach Brasilien — Kleider und Vieh. Wenn Geld kam, so blieb es in einigen wenigen Händen, die es in Sklaven und Schmucksachen anlegten oder untereinander verspielten. Nach dem Innern ging das Geld nicht, es blieb an der Küste. Das Hochland und die Sertões standen im Zeichen des Tauschhandels. Die ersten Grundbesitzer waren von der Krone beschenkte Adelige, die ihre Arbeiter und Aufseher aus dem Mutterlande einführten. Diese waren, moralisch gewertet, nicht die besten Elemente, denn sie besaßen nur eine Tugend, und zwar die Kühnheit. Unter den herrschenden Verhältnissen konnten die Leidenschaften nicht im Zaume gehalten werden. Die Ausschreitungen blieben ungesühnt. Eine Blutmischung mit den Eingeborenen war unvermeidlich und trug auch natürlich nicht dazu bei, das moralische Niveau der ersten brasilianischen Bevölkerung zu heben.

Die Kurzsichtigkeit der portugiesischen Regierung ging so weit, daß sie im Jahre 1785 alle in den Minengebieten existierenden Fabriken und Werkstätten schließen ließ. In den kaufkräftigen Bezirken des Neulandes durfte nichts fabriziert werden, denn Portugal wollte alle Lieferungen behalten

und somit alles Geld an sich ziehen. Die Minen waren aber damals schon so erschöpft, daß sie nur noch geringen Ertrag abwarfen. Portugal kümmerte sich darum aber nicht im geringsten, denn es wollte nur ausbeuten. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß die Bewegung der „Incofidentes“ ausbrach, deren gewaltsame Unterdrückung nicht wenig dazu beitrug, die Unabhängigkeit vorzubereiten. — Im Jahre 1796 führten die Portugiesen (anderen Nationen waren die brasilianischen Häfen geschlossen) Waren für 11.500 Contos (Moeda forte) aus und lieferten dafür Waren für 7000 Contos. Im Jahre 1800 war die Ausfuhr auf 15.800 Contos und die Einfuhr auf 12.600 Contos gestiegen; im Jahre 1806 führte Brasilien für 14.200 Contos aus und für 8500 Contos ein. Der Handelsumfang war also nicht groß und seine Bedeutung wurde, wie gesagt, noch dadurch verringert, daß das Geld nicht ins Innere ging, sondern von den Besitzern im Küstenstrich festgehalten wurde, und diese Besitzer waren die Günstlinge des portugiesischen Hofes. Es war also ein regelrechtes Raubsystem. Das Mutterland plünderte die Kolonie direkt, indem es ihre Häfen sperrte und sowohl die Aus- wie die Einfuhr monopolisierte, und indirekt, indem die zu der Krone in Beziehung stehenden Herren das ganze Geld, das nach Brasilien kam, an sich zogen, so daß es doch schließlich wieder im Besitz Portugals verblieb.

Mit der Flucht des königlichen Hofes nach Rio de Janeiro änderte sich die Lage bedeutend. Was aber auf der einen Seite von nun ab besser wurde, das wurde auf der anderen Seite schlimmer. Die Hafensperre wurde aufgehoben. Die brasilianischen Seestädte wurden dem internationalen Handel frei erklärt, und das war ein bedeutender Schritt; den Fortschritt hatte diese Maßnahme aber nicht zur Folge, den man ihr jetzt zuzuschreiben pflegt. Der vor Napoleon geflohene königliche Hof hatte ungeheure Bedürfnisse und von dem Mutterlande konnten keine Mittel bezogen werden, denn dort nahmen die Beamten des Korses die Steuern ein. Das Geld zur Unterhaltung des Hofes mußte herbeigeschafft werden und Brasilien hatte es nicht. Deshalb griff man zu der Maßregel, zu der auch heute noch die Regierungen zu greifen pflegen, die Geld brauchen und es nicht aus der Erde stampfen können: der erste „Banco do Brasil“ legte eine Anleihe auf. Gleichzeitig ging der brasilianische Handel zurück. Im Jahre 1812 wurde nur für 4000 Contos ausgeführt und für 2500 eingeführt. Der Handel befand sich fast ausschließlich in englischen Händen, so daß Brasilien wieder nichts profitieren konnte.

In der Folge widmet Herr Dr. Calogeras ein ganzes Kapitel der Finanzpolitik des Kolonial- und des Kaiserreiches, sowie der Regentschaft, und so erfahren wir aus seinem Munde von neuem, daß mancher Mißstand, an dem die brasilianischen Finanzen leiden, schon damals Wurzeln gefaßt hat, als die heutigen Finanzminister noch gar nicht geboren waren.

Brasilien ist aber ein Land, dessen Reichtum auch die tollste Mißwirtschaft nicht zerstören kann. Nach den Krisen kamen wieder bessere Zeiten und immer wieder war es die unerschöpfliche Natur, die den Menschen die Mittel gab. Daraus geht hervor, daß die Krisen immer durch verkehrte Wirtschaft verschuldet werden. Die reiche Natur Brasiliens versagt nicht. Verderben die Finanzkünstler nicht die Lage, knebeln die Regierungen nicht die gesunde Entwicklung und in Brasilien geht es gut.

Die Minenindustrie blühte wieder etwas auf. In den Jahren 1820 bis 1860 betrug die jährlich gewonnene Goldmenge 1600 Kilogramm, von 1860 bis 1896 2000 Kilogramm. — Der Diamantenabbau kann

nicht so kontrolliert werden, denn bei ihm ist die Schmuggelmöglichkeit unberechenbar. Man kann aber den Diamantenertrag bis 1866 auf 180 bis 200.000 Karat jährlich rechnen; dann sank er aber auf 100, 50 und sogar 30.000 Karat herab. — Die Salpeter- und Eisengewinnung hatte nur eine lokale Bedeutung.

Allmählich etablierte sich auch die Landwirtschaft. Das Hauptprodukt war der Kaffee, dem sich immer neue Märkte erschlossen. Der Kaffeebau basierte auf der Sklaverei, und deshalb war die Freilassung der Schwarzen für ihn ein starker Stoß. Aber trotzdem ging es schon in den ersten Jahren der Arbeit ganz gut, denn Brasilien brachte 1888 bis 1889 6.700.000 und 1889-90 4.200.000 Sack Kaffee auf den Markt. — Die Zuekerkultur entwickelte sich ganz erfreulich, obwohl sie eigentlich nie intensiv betrieben wurde. Dasselbe war mit der Baumwolle der Fall. Im Jahre 1860 kamen 11.000 Tonnen Baumwolle zur Verschiffung. In den Jahren 1860—65 erreichte das jährliche Exportvolumen das Doppelte, im Jahre 1870 waren es schon 45.000 Tonnen und im Jahre 1875 sogar 78.000 Tonnen. Nachher sanken aber Produktion und Export wieder rapid herab. Kakao wurden bis 1835 jährlich 1000 Tonnen exportiert. In dem Dezennium 1839 bis 1849 betrug der Export das Doppelte und in den Jahren 1883 bis 1887 betrug die jährliche Exportmenge 4200 Tonnen. Der Tabakhandel entwickelte sich sehr erfreulich. Im Jahre 1818 erhielt Lissabon 181.000 Arrobas brasilianischen Tabaks. Im Jahre 1860-61 betrug das Exportvolumen 4609 Tonnen, 1870-71 13.276 Tonnen, 1872-73 waren es schon 17.000 Tonnen und 1886-87 führte allein Bahia 22.540 Tonnen aus, im folgenden Jahre erreichte der Bahiaexport sogar 30.000 Tonnen. Auch die Viehzucht entwickelte sich und die Xarqueindustrie blühte auf. Dasselbe war auch mit den kleinen Industrien der Fall, für die Rohstoffe vorhanden waren und deren Produkte auf einen guten und schnellen Absatz zählen konnten. Für eine forzierte Industrie war das Kaiserreich nicht zu haben. Es sorgte vor allen Dingen für die Billigkeit der Lebenshaltung und war absolut nicht geneigt, durch Schutzzölle, also durch Verteuerung des Konsums, eine Industrie zu protegieren. Erst im Jahre 1887 wurde durch den Tarif Belisario der Protektionismus in Brasilien eingeführt. Im Jahre 1865 gab es in Brasilien 9 Textilfabriken. 1889 wurden an der fluminenser Börse Aktien von 20 Textilfabriken gehandelt, die zusammen ein Kapital von 26.000 Contos de Reis repräsentierten. Die Schuld dieser Fabriken betrug 7.517:990\$ in Debentures und außerdem noch 450.000 Pfund Sterling in Gold. — Die Brauindustrie vermochte sehr bald hier festen Fuß zu fassen. Dasselbe war mit den Industrien von Schuhwerk, von Kleidern, von Möbeln, von Papier, von Seife und anderen der Fall. Aber alle diese Industrien hatten mit Kapitalmangel zu kämpfen; im Lande war wenig Geld und man mußte den ausländischen Kredit in Anspruch nehmen. — Im Jahre 1907 hatte Brasilien schon 3528 industrielle Etablissements mit 665.576 Contos Kapital und 741.536 Contos Jahresproduktion.

Nachdem Herr Dr. Pandiá Calogeras noch über die Sklaverei und die finanzielle Mißwirtschaft nach der Erklärung der Republik gesprochen, macht er einen Blick in die Zukunft und sagt die von uns in der oben erwähnten Notiz bereits wiedergegebenen Worte. Er schließt seinen Vortrag: „Es ist kein Grund vorhanden, entmutigt zu sein. Die lange Geschichte des Landes zeigt eine bewundernswerte Elastizität und eine außerordentliche Fähigkeit, gegen die Krisen zu reagieren. . . . Wo der Mensch irrt, dort machte die Natur in ihrem mütterlichen Wohl-

wollen wieder alles gut. Bemühen wir uns, das Menschenmaterial zu bessern. Unterstützen wir, anstatt ihn zu hindern, den Zufluß neuen Blutes. Aus dieser unaufhörlichen, ruligen, mitwirkenden und starken Paarung, deren Möglichkeiten unendlich sind, wird das Brasilien von morgen hervorgehen.“

Wir haben uns bemüht, den Vortrag des Herrn Dr. Pandiá Calogeras kurz zu skizzieren, aber es ist nicht möglich, alle die Gedanken, die der Gelehrte, der zugleich ein großer Sprachkünstler ist, auf zwanzig oder noch mehr Bogen in gedrängter Kürze niedergeschrieben, durch nochmalige Kürzung auf fünf Blatt wiederzugeben. Aber soviel glauben wir erreicht zu haben, daß der Leser zu dem Schlusse kommt, Brasilien befände sich trotz der schweren Zeiten, die es durchgemacht, und trotz der Fehler, die seine Staatsmänner begangen, auf einer aufsteigenden Linie. Wenn unser Land die koloniale Mißwirtschaft resp. das portugiesische Raubsystem und die Finanzkünstelei am Anfang des vorigen Jahrhunderts überdauern konnte, ohne in seiner Kraft ganz gebrochen zu werden, so haben wir keinen Grund, für die Zukunft etwas ganz besonders Schlimmes zu befürchten. Wo die Menschen Dummheiten machen, dort greift die Mutter Natur korrigierend ein. Besser wäre es aber auf jeden Fall, wenn die Menschen mit dieser guten Mutter zusammenarbeiten würden zur Hebung dieser herrlichen Landes.

Spielzeug.

Das Weihnachtsfest ist nicht mehr fern, und alle, die Kinder haben oder Kindern nahe stehen, Eltern, Großeltern, Onkel, Tanten, Paten usw., beschäftigen sich mit der Frage: Was sollen wir wohl schenken? Spielzeug natürlich, das ist ja selbstverständlich. Aber was für Spielzeug? Lieschen hat schon so furchtbar viele Puppen, und Hans spielt schon längst nicht mehr gern mit Bleisoldaten, und Fritz ist doch eigentlich für einen Baukasten noch etwas zu klein. Was sollen wir also schenken? Nur nicht den Mut verlieren, ihr Väter und Mütter, Onkel und Tanten, Paten und Patinnen! Wir wissen ein Haus, wo ihr ganz sicher etwas finden werdet, was für Lieschen und Hans und Fritz paßt, ein Haus, wo ihr nicht nur die Wahl, sondern auch die Qual haben werdet, weil es euch schwer werden wird, unter dem vielen Schönen und Passenden die Entscheidung zu treffen. Dieses Haus ist die Casa Fuchs in der Rua São Bento 83 in São Paulo, die soeben ihre Spielwarenausstellung eröffnet hat.

Schon im vorigen Jahre haben wir von der Casa Fuchs und ihrem Spielwarenlager berichtet, anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Firma. Das Lager war schon damals sehr groß, ganz europäisch großstädtisch anmutend. Heuer aber ist die Spielwarenabteilung ganz außerordentlich erweitert worden, so daß sie mindestens das Doppelte umfaßt, sowohl dem Umfang als auch der Mannigfaltigkeit nach. Ein Beweis, daß die Casa Fuchs mit der besonderen Pflege, die sie der Spielwarenabteilung angedeihen ließ, einem Bedürfnis entgegenkam und daß das Paulistaner Publikum auch in dieser Beziehung heute durchaus europäisch gewöhnt ist. Da sich in Rio de Janeiro kein Geschäft befindet, das auch nur im entferntesten den Vergleich mit der Casa Fuchs aushalten könnte, sowohl in den übrigen Abteilungen (Sport, Reitzeug, Lederwaren, Reiseausrüstungen, Korbmöbel) als auch ganz besonders in der Spielwarenabteilung — trotz der zweieinhalbmal größeren Bevölkerung der Bundeshauptstadt —, so

darf man den Schluß ziehen, daß São Paulo nach allen diesen Richtungen fortgeschrittener ist, als Rio. Eine Feststellung, die dem Paulistaner Ehrgeiz natürlich nur schmeichelhaft sein kann.

Herr Jorge Fuchs bat uns, auch in diesem Jahre seinem Hause einen Besuch abzustatten. Wir kamen diesem Wunsche gern nach und sprachen gestern in der Casa Fuchs vor. Zunächst warfen wir einen kurzen Blick in die Sportabteilung, die ebenfalls sichtlich im Wachsen begriffen ist. Von Neuheiten fielen uns da besonders die Geräte für das Hockey auf. Dieser Sport ist in São Paulo sehr schnell in Aufnahme gekommen, wie das reiche Sortiment beweist. Ebenso muß die edle Fechtkunst recht viele Liebhaber bei uns gefunden haben, denn die Auswahl an Fechtutensilien ist erstaunlich groß. Doch das nur nebenbei, für Kinder kommt das Hockey weniger, das Fechten gar nicht in Betracht. Sonst aber bietet die Sportabteilung viel, womit man namentlich größeren Kindern eine Freude bereiten kann: Rollschuhe und Muskelstärker, Croquettspiele und Tennisausrüstungen, Fußball, Schleuderball, Stoßball usw. Dann gab „uns zu Ehren“ Herr Surmann, der Leiter der Spielzeugabteilung, eine Kinematographen-Vorstellung. Die Firma hat nämlich Kinematographen verschiedener Systeme in ihr Sortiment aufgenommen, darunter, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen konnten, solche, die für Hausvorstellungen in kleinem Maßstabe durchaus dasselbe leisten, was im Großen die Apparate der Kinematographentheater. Wer sich ein Haus-Cinema einrichten will, wird von diesen soliden Fabrikaten sowohl hinsichtlich der Leistungsfähigkeit als auch hinsichtlich der Einfachheit der Handhabung voll befriedigt werden. Natürlich sind auch einfachere Apparate da, die weniger hoch geschraubten Bedürfnissen Rechnung tragen.

Ein anderes Prunkstück der diesjährigen Ausstellung ist der große, über 100 Kilo schwere Elefant, der in einem der Schaufenster seit Tagen die Bewunderung der kleinen Welt erregt. Und das neugierige Völkchen kann, wenn es durch die Scheiben der Ladentüren lugt, drinnen die große Eisenbahn mit Bahnhof, Personen- und Güterzügen, Laternen und Signalen, Weichen und Rangiergeleisen aufgebaut sehen. Sehenswert ist auch das Kindertheater, mit hochziehbaren Kulissen für zwölf Stücke, natürlich auch mit der entsprechenden Ausrüstung an Marionetten, Mobiliar und sonstigem Zubehör. Mit besonderem Stolz führte Herr Surmann uns dann zu der Ausstellung von Maschinen und Schiffen, deren Reichhaltigkeit in der Tat Staunen erregt. Da gibt es Dampfmaschinen, Lokomobile, Dynamomaschinen, Heißluftmotore, Kraftzentralen, Kreissägen, kurz alle erdenklichen Kraft- und Werkmaschinen in exakten Modellen, die sämtlich wirklich in Betrieb gesetzt werden können. An Schiffen sahen wir Modelle von Segelschiffen vom einfachen Kutter bis zum stolzen Dreimaster, von modernen riesigen Passagierdampfern und von Kriegsschiffen aller Art: Dreadnoughts, Kreuzer, Torpedoboote und sogar Unterseeboote. Teilweise sind die Dampfer mit Dampfmaschinen ausgerüstet, teilweise können sie, ebenso wie die Segelschiffe, durch Federn in Bewegung gesetzt werden.

Zu dem „Großspielzeug“ gehören auch die Automobile, ein- und zweisitzig, entsprechend ausgestattet und durch Pedale mit Kettenübertragung fahrbar, gehören die Kinderbillards und die Puppenhäuser. Dieser letzte Artikel erscheint zum gegenwärtigen Feste in einem ganz neuen Gewande: an Stelle der alten „Maurerpolier“-Villen sind moderne Landhäuser getreten (Häuser, die man sich teilweise für unsere Paulistaner und Fluminenser Villenbauten

zum Vorbild wünschen möchte), und natürlich auch modern eingerichtet, vom Badezimmer bis zur Mädchenkammer. Für große Puppen, wie sie die Casa Fuchs neben den kleineren Modellen führt, braucht man große Möbel. Dementsprechend ist die Auswahl in Puppenmöbeln diesmal besonders reichhaltig, von Miniaturformaten bis zu stattlicher Größe. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens darauf hingewiesen, daß die Casa Fuchs auch sehr schöne Kindermöbel ausgestellt hat, Schränke, Waschtische, Kommoden, Truhen, Tische, Sessel in modernem Geschmack und mit weißem Lackanstrich, ferner sehr gediegene und elegante Garnituren aus Rohrgeflecht. Man kann hier ein nettes Kinderzimmer zusammenstellen.

Auf alles andere im einzelnen einzugehen, dazu fehlt uns der Raum. Wir können unseren Lesern nur versichern, daß in der Casa Fuchs wirklich alles zu finden ist, was der anspruchsvollste Käufer in einem Spielwarengeschäft verlangen kann: von der Festung bis zum Bleisoldaten, vom drehbaren Festungsgeschütz bis zur Kruppschen Kanone mit Schutzschild, vom altherwürdigen Fröbelbaukasten bis zum modernsten Villenbaukasten, Küchen und Puppenstuben, Kaufläden und Ställe, Wagen und Eisenbahnen, Gartengeräte und Sandformen, Kegelspiele und Unterhaltungsspiele und so weiter. Nur einer Neuheit seien noch einige Worte gewidmet, den „Trippel-Trappel“-Tieren. Diese Pintscher und Dackel und Spitze und Schafe und Bären laufen vermöge einer ebenso sinnreichen wie einfachen Anordnung exzentrischer Räder mit natürlichen Bewegungen der Gliedmaßen.

Ein Gang durch die Ausstellung der Casa Fuchs wird niemand gereuen, und wer den Weg scheut, dem hat die Firma die Auswahl noch bequemer gemacht durch Herausgabe eines 124 Folioseiten starken, reich illustrierten Kataloges, der Interessenten gern zur Verfügung steht.

Aus aller Welt.

Die Brüsseler Millionenfälschungen. In Brüssel ist ein Riesenbetrug durch Umlaufsetzen von gefälschten Obligationen der Gent-Terneuzer-Bahn aufgedeckt worden, der einen immer größeren Umfang annimmt. Es soll sich jetzt um eine Gesamtsumme von 22½ Millionen Franken handeln, die in falschen Obligationen teils bei belgischen und ausländischen Banken deponiert, teils unter das Publikum gebracht worden sind. Sämtliche Großbanken in Brüssel sollen mit mehr oder weniger hohen Beträgen in Mitleidenschaft gezogen sein. Der bevollmächtigte Aufsichtsrat der Eisenbahn ist flüchtig. Er steht unter dem Verdacht, nicht nur aus dem Verkehr zurückgezogene Schuldverschreibungen wie der in Umlauf gesetzt zu haben, sondern Obligationen in vier- und fünffachen Exemplaren emittiert zu haben. Der Betrug wurde erleichtert durch die Hinterlegung der falschen Obligationen bei Bankiers als Deckung für Spekulationskäufe. Pariser und Londoner Firmen sind ebenfalls betroffen. Die Brüsseler Großbanken versichern, nur in geringem Maße in Mitleidenschaft gezogen zu sein, da die Mehrzahl der bei ihnen befindlichen Obligationen von der Kundschaft hinterlegt wurde. Die offiziell emittierten Schuldverschreibungen betragen 7½ Millionen Franken. Schon seit längerer Zeit wunderte man sich, daß in Brüssel so viele Aktien der Eisenbahngesellschaft Gent-Terneuzen unter dem Nennwert angeboten wurden, und man vermutete deshalb, daß eine Anzahl von falschen Aktien in Umlauf gekommen sei.

Die Untersuchung zeigte, daß diese falschen Aktien schon zehn Jahre lang gehandelt worden sind. Nach den Statuten des Unternehmens sollten nur 15.000 Obligationen ausgegeben werden, ein Brüsseler Buchdrucker hat aber 50.000 Obligationen hergestellt, ohne daß er von der betrügerischen Absicht der Verbreiter der Aktien etwas wußte. Die Verkäufer dieser Papiere gingen sehr geschickt zu Werke. Sie besuchten ihre Kunden in den Häusern und zahlten ihnen den Wert der Kupons noch vor deren Fälligkeit aus. Wie aus Brüssel verfaudet, hat der Untersuchungsrichter den Urheber der Fälschungen, den Eisenbahndirektor Nestor Wilmart entwischt lassen. Der Untersuchungsrichter hatte ihn nach einer ersten Vernehmung wieder zu sich bestellt. Wilmart erschien aber nicht, sondern fuhr nach seinem Schloß Marienbourg, wo er Gäste hatte. Nach einem vergnügt verbrachten Abend bestieg er dann sein Automobil und fuhr der französischen Grenze zu auf Nimmerwiedersehen. Nestor Wilmart war ursprünglich Advokat und erbt als junger Mann von seinem Vater Aktien und Obligationen der Gent-Terneuzer Eisenbahn in einem Betrage, der ihm die Majorität der Bahn gab, nebst einem erheblichen Barvermögen. Er übernahm sofort die Leitung der Bahn und entfaltete eine großartige industrielle Tätigkeit. Er gründete eine Brauerei, Glashütte für Flaschenfabrikation, und beteiligte sich an dem bekannten Gestüt Ashman, dessen Leitung er seinem durchaus ehrenwerten und tüchtigen Bruder Henry unterstellte. Das Gestüt Ashman besaß das berühmte Rennpferd „Cleraubault“, das viele Siege auf französischen Bahnen errang. Nestor besaß drei Schlösser, ausgedehnte Domänen und Jagden, war ein waghalsiger Sportsmann und führte das Leben eines Grandseigneurs. Er war in Großindustrie, Haute finance und politischen Kreisen gleich angesehen, und nur so wurde es möglich, daß er alle Banken, auch die Sparkassen, mit Millionenbeleihungen auf die gefälschten Obligationen hineinlegen konnte.

Der Kampf im Rheinisch-westfälischen Zementsyndikat ist in ein neues Stadium getreten. Wie aus Hamm gemeldet wird, hat das dortige Oberlandesgericht wiederum auf Auflösung des Syndikats zum 31. Dezember dieses Jahres erkannt. Das Reichsgericht hatte das erste Urteil des Oberlandesgerichtes aufgehoben und die Sache zur anderweitigen Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückverwiesen. Das Reichsgericht hatte in seinem Urteil erkennen lassen, daß es in der Kündigung des Lieferungsvertrages einen unmittelbaren Auflösungsgrund für den Syndikatsvertrag nicht zu finden vermöge. Danach blieben für das Oberlandesgericht nunmehr nur noch die anderen, von den Klägern geltend gemachten Auflösungsgründe zu prüfen, nämlich die Behauptungen, durch die Kündigung des Lieferungsvertrages sei der Zweck des Zementsyndikates unmöglich und dieses daher gegenstandslos geworden; sowie, der Wegfall des Lieferungsvertrages bilde einen wichtigen Grund (nach Paragraph 60 des G. m. b. H.-Gesetzes) zur Auflösung des Syndikates. Wenn das Oberlandesgericht jetzt die vorzeitige Auflösung des Syndikates ausgesprochen hat, so ist damit doch noch keine endgültige Entscheidung getroffen. Für das Zementsyndikat besteht noch die Möglichkeit, durch Einlegung der Revision beim Reichsgericht eine erneute höchstgerichtliche Entscheidung herbeizuführen, die allerdings kaum vor Mitte nächsten Jahres zu erwarten wäre. Am 31. Dezember 1913 läuft der Syndikatsvertrag aber von selbst ab. Mit der Frage der Revisionseinlegung hat sich die Verwaltung des Syndikates noch nicht befaßt, da die Begründung des Urteils noch nicht vorliegt. Vor-

aussichtlich dürfte auf die Entschließung über diese Frage der Fortgang der inzwischen bereits begonnenen neuen Syndizierungsverhandlungen nicht ohne Einfluß sein.

Das deutsche Gespenst. Der Plan, den Kanal zu untertunneln und dann Dover und Calais durch eine Bahn zu verbinden, war gleich nach seinem Auftauchen vor etwa fünf Jahren wieder aus der öffentlichen Diskussion verschwunden. Jetzt wird der im Londoner Standard abermals aufs Tapet gebracht. Der Artikelschreiber weist dabei ausdrücklich auf die „drohende deutsche Gefahr“ hin und führt aus: „Eine Niederlage zur See würde es dem Eroberer ermöglichen, uns auszuhungern und zur Annahme seiner Bedingungen zu zwingen, während eine Eisenbahn von Frankreich nach England uns von Nahrungsmitteltransporten über See unabhängig machen würde. Sollte unsere Niederlage sich als eine zeitweilige erweisen, so würden wir zur Reorganisation unserer Streitkräfte Zeit gewinnen, wir würden Hilfe erhalten und den geeigneten Zeitpunkt des Ueberganges zur Offensive wählen können, statt die Dinge behufs Verhinderung des Aushungerns, überstürzen zu müssen. Bei unserer ungeheuren Ueberlegenheit an Hilfsmitteln zum Ausbessern der Schiffe, verglichen mit Deutschland, könnten wir die Rollen leicht vertauschen. Da wir es nicht nötig hätten, zu Anfang des Krieges einen Teil unserer Zufuhr zu detachieren, könnten wir unsere gesamte Seestreitkräfte zum Schutze unserer Nahrungsmittel-Seemacht gegen unseren Feind vereinigen. Mit Frankreich als Verbündeten sind die strategischen Vorteile des Tunnels zur gegenseitigen Unterstützung zu einleuchtend, als daß sie einer näheren Auseinandersetzung bedürften.“ Früher hieß es: „Französisch Blut und englisch kann sich redlich nie vermischen.“ Jetzt träumt John Bull von einem „ewigen Bündnisse“ mit Marianne. Denn ein unzählige Millionen verzehrender Kanaltunnelbau hätte keinen Sinn, wenn England befürchten müßte, je wieder mit Frankreich uneins zu werden. Und das alles wirkt die Angst von dem deutschen Gespenst.

Ein unveröffentlichter Roman Leo Tolstois. Gräfin Sophie Tolstoj, die Gattin des verstorbenen russischen Schriftstellers, hat, wie russische Zeitungen melden, unter den nachgelassenen Schriften ihres Mannes einen unvollendeten Roman gefunden, den Tolstoj vor dreißig Jahren bereits begonnen hat. Der Roman heißt „Peter I.“ und hat die Geschichte des russischen Reformkaisers zum Inhalt. Besonders lebendig und fesselnd sollen die Szenen aus dem intimen Leben des Kaisers geschildert sein.

Der Volkskrieg am Balkan. Der Feldmarschall Moltke, der nicht nur ein großer Stratege, sondern auch ein großer Philosoph und Geschichtsforscher gewesen ist, hat einmal gesagt, die Zeit der Kabinettskriege sei vorüber, jetzt würden die Kriege von den Völkern veranlaßt. Vielleicht in Erinnerung an diesen Ausspruch des großen Denkers hat der österreichisch-ungarische Kriegsminister kürzlich vor der Delegation gelegentlich der Vertretung der Heeresforderungen hervorgehoben, daß der eben ausgebrochene Balkankrieg ein typischer Beweis dafür sei, daß nicht die Herrscher und auch nicht die Regierungen der fünf kriegführenden Staaten, sondern die Bevölkerung selbst den Kriegsausbruch veranlaßt hätte; sonst wären die erstaunlichen Leistungen bezüglich der Mobilisierung, wie es jetzt zu beobachten gewesen sei, nicht möglich gewesen. Diese Bemerkung des österreichisch-ungarischen Kriegsministers trifft vollkommen zu. Selbst der sozialdemokratische „Vorwärts“, der die Kriege grundsätzlich verwirft und entspre-

chend seiner Gesinnung für die Greuel des Krieges lieber die Regierenden verantwortlich zu machen geneigt ist, als die Volksmassen, von denen die Sozialdemokratie abhängt, hat zugeben müssen, daß, insbesondere in Serbien, nicht die Regierung den Krieg herbeigeführt hat, sondern das Volk. Mann für Mann sei die serbische Nation für den Krieg eingetreten und mit Begeisterung seien Bürger, Bauern, Handwerker und Arbeiter an die Grenze gezogen, um das Waffenglück gegen die Türkei zu versuchen. In Montenegro war es nicht anders; hier sind selbst Greise, die kaum mehr ein Gewehr halten können, noch in den Kampf gegangen. Nicht minder groß war die Kriegsbegeisterung in Griechenland. Was Bulgarien anbelangt, so hätte der staatskluge König sicherlich gern einen Krieg verhindert, denn er weiß, daß ein unglücklich auslaufender Krieg zugleich das Ende seiner Dynastie bedeuten würde. Auch ist das Koburger Haus, dem König Ferdinand von Bulgarien angehört, niemals sehr kriegerisch veranlagt gewesen. Die Volksstimmung hat aber den König von Bulgarien ebenso in den Krieg hineingezwungen, wie die Herrscher Serbiens, Montenegros und Griechenlands. Nicht ganz ebenso ist allerdings der Krieg ein Volkskampf auf Seiten der Türkei. Der Unterschied wird dadurch bewirkt, daß Bulgarien, Griechenland, Montenegro und Serbien von rassemäßig und konfessionell einheitlichen Nationalitäten bewohnt werden. In der Türkei ist das anders: sie hat, wenigstens in Europa, mehr griechisch-katholische Untertanen, als islamitische, und der Nationalität nach ist die Bevölkerung ein buntes Gemisch von Griechen, Bulgaren, Serben, Juden und Armeniern, während die eigentlichen Türken, die Abkömmlinge jenes Soldatenvolkes, das vor 500 Jahren die Balkanhalbinsel eroberte, weitaus in der Minderheit sind. Soweit die Bevölkerung der Türkei aber mohamedanisch und türkisch ist, ist auch auf ihrer Seite der Krieg als ein Volkskrieg anzusehen. Dieser Tatsache gegenüber nimmt es sich sonderbar aus, wenn die internationale Sozialdemokratie, insbesondere die österreichische und die deutsche, an die Volksmassen appelliert, die ein Weitergreifen des Kriegsbrandes verhindern sollen. Nicht nur in den kleinen Balkanstaaten, sondern auch in den sechs großen europäischen Ländern sind die Volksstimmungen eine viel größere Gefahr für den Frieden, als die bald dem einen, bald dem anderen Staatsmanne in die Schuhe geschobenen ränkevollen und ehrgeizigen Pläne. In Rußland beispielsweise ist der Panlawismus eine ganz gewaltige Macht, deren sich die regierenden Kreise nur schwer erwehren können und die gerade bei Balkanwirren eine vernünftige Rolle spielen könnte. In Frankreich haben die bekannten Revancheideen schon mehr als einmal die Gefahr eines Krieges hervorgerufen, der immer nur durch die überlegene Ruhe Deutschlands verhindert worden ist. Wenn es nicht in Verbindung mit den gegenwärtigen Wirren und Kämpfen auf der Balkanhalbinsel, sondern aus irgend einem Anlaß früher oder später einmal zu einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland kommen sollte, so werden die im französischen Volke weit verbreiteten Revancheideen die Schuld daran tragen. Ein ehrgeiziger und ränkesüchtiger Staatsmann oder General kann derartige Ideen vielleicht ausnutzen, er kann sie aber niemals schaffen; es muß eben die breite Basis dafür vorhanden sein. Es ist herzlich zu wünschen, daß die von dem deutschen Staatssekretär des Außern, Herrn von Kiderlen-Waechter, bei dem Festmahle der Internationalen Ausstellungskonferenz ausgesprochene Hoffnung auf Erhaltung des Friedens in Europa, also durch Lokalisierung des

Balkankrieges, in Erfüllung gehen wird. Wenn dies der Fall sein wird, so wird es der Unsicht und Einsicht der Staatsoberhäupter und ihrer Regierungen zu verdanken sein; die internationale Sozialdemokratie aber wird sich daran nicht das mindeste Verdienst beimessen dürfen. Denn es ist heutzutage eine viel größere Kunst, die Völker von einem Kriege zurückzuhalten, als sie zu einem Kriege zu bringen.

Der neueste „Zeppelin“. Auf der Luftschiffwerft in Friedrichshafen befindet sich zurzeit ein neuer Zeppelin im Bau, der nicht weniger als zwei volle Tage in der Luft zu bleiben vermag, ohne auf irgend welche Versorgung angewiesen zu sein, während der bisherige Zeppelin-Rekord 37,5 Stunden betrug. Diese Leistungsfähigkeit erhält noch insofern einen höheren Wert, als die lange Dauer des Aufenthalts in der Luft von der Höhe unabhängig ist. Es wird eine Höhe von mindestens 4500 Fuß während der ganzen 48 Stunden eingehalten werden können. Diese Eigenschaft des Luftschiffes hat naturgemäß besonders im Kriege eine große Bedeutung, da es ständig in der Luft bleiben und auf drahtlosem Wege die Meldungen geben kann. Eine zweite bedeutende Steigerung der Leistungsfähigkeit des neuen Zeppelin besteht darin, daß die Nutzlast, die es mit sich führen kann, um 6000 Pfund erhöht wird. Diese gesteigerte Leistungsfähigkeit der Tragkraft gibt zusammen mit der bedeutenden Ausdehnung des Aufenthaltes in der Luft eine Kriegswaffe, der kein anderes Volk der Welt etwas Gleichartiges zur Seite stellen kann. Es ist dabei zu bedenken, daß diese Tragkraft die Mitführung von Sprengstoffen aller Art, sowie auch die Möglichkeit einer Armierung in großem Stile zuläßt. Ein dritter Vorzug dieses neuen im Bau begriffenen Zeppelin wird darin bestehen, daß auch die Geschwindigkeit eine weitere Steigerung erfahren wird. Die größte bisher erreichte Geschwindigkeit eines Luftschiffes beträgt 66 Fuß in der Sekunde. Das neue Luftschiff wird voraussichtlich zum ersten Male die Geschwindigkeit von 75 Fuß in der Sekunde übersteigen. Das Luftschiff ist dadurch von allen Einflüssen des Sturmes bei seinem langen Aufenthalt in der Luft völlig unabhängig und kann gegen alle feindlichen Elemente seine Stellung in der Luft behaupten. — Und da behaupten die Engländer noch, Luftkreuzer taugten nichts für den Kriegszweck; nur das Flugzeug könne in Betracht kommen.

Allerlei Interessantes.

Ein Postkutschenidyll vor Jahren. Wer heute im behaglichen Abteil des Schnellzugs die zweistündige Reise von Jena nach Halle macht, ahnt nicht, mit was für Beschwerden und Gefahren eine solche Fahrt noch vor hundert Jahren verbunden sein konnte. Ein treues Bild von den Annehmlichkeiten einer solchen Reise gibt der schwedische Kammerat von Ehrenzweig, der im Jahre 1805 mit der Post von Jena nach Halle fuhr. Das Postkutschenidyll, das er in einem Schreiben aus Hamburg vom 2. November 1805 an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August entwirft, dürfte auch den größten Verehrer der vergangenen Reiseromantik doch wohl etwas stutzig machen. Der Kammerat schreibt wörtlich folgendes: „Die Zerbrechung meines Reisewagens im Fränkischen veranlaßte mich bei Ermangelung eines Gesellschafters und Reisegefährten mit der ordinären Post zu gehn. So lange ich Reichs- oder preußische Post hatte, fand ich keine Ursache, meinen gefaßten Entschluß zu bereuen, aber wie erstaunte ich, als man mir in Jena den chursächsi-

schen Wagen, der von Naumburg nach Halle fährt, vorführte. Wie ist es möglich, daß in einem zivilisierten Staat die Ober-Postdirektion ein solches Unwesen dulden kann! Nicht nur daß wir von Jena nach Naumburg von zwölf bis abends acht Uhr unterwegs waren und die sächsische Post, unerachtet sie die ganze Nacht durchfuhr, erst den anderen Morgen um elf Uhr in Halle ankam; nicht genug, daß ein ganzer Haufen sogenannter blinder Passagiere aufgeladen wird, dies sind Kleinigkeiten, im Vergleich des Sitzes, des Wagens selbst. Lassen Ew. Churf. Durchlaucht Sich das Fuhrwerk, welches von Jena nach Halle geht, vorzeigen. Sie werden Selbst finden, daß es keinen Stuhl, keinen Sitz, keine Bedeckung, kurz, weder die geringste Bequemlichkeit, Sicherheit, noch Schutz darbietet; man ist in Lebensgefahr auf demselben besonders zu Nachtzeit, wo so leicht den Reisenden der Schlaf überfällt und er wegen Mangel an Lehnen, an Sitz, Stuhl, jeden Augenblick befürchten muß, vom Wagen herunterzufallen und zwischen den Rädern auf eine schreckliche Art verstümmelt zu werden. Wie oft ereignet es sich nicht, daß Handwerker, Künstler, Krämer ihren Wohnort ändern, und mit ihren Kindern reisen müssen, diese sind dann der größten Lebensgefahr ausgesetzt, weil sie weit leichter wie alte Leute einschlummern. Hier eine Tatsache: Wir alle, die wir damals zusammen auf dem Postwagen reisten, hatten in zwei Nächten nicht geschlafen, bei dem langsamen Fahren war es unmöglich, der Ermüdung zu widerstehen; damit nur keiner im Schlummer vom Wagen fiel, kam man überein, wechselseitig zu wachen. Aber die Natur behielt die Oberhand. Es fand sich, daß der die Aufsicht und Wache führende Reisende selbst einschlief, und es mußten daher zwei sich vereinigen, welche zu gleicher Zeit wachten. Es ist doch empörend, wenn man mitten im deutschen Reiche, in einem seit Jahrhunderten für polieirt gehaltenen Lande wie Sachsen, nicht für sein Geld auf dem öffentlichen Postwagen reisen kann, ohne der offenbaren Gefahr ausgesetzt zu sein, sein Leben zu verlieren, oder zum Krüppel zu werden und es nur gleichsam durch mühsames Nachsinnen dahin bringen kann, sich einigermaßen davor zu sichern.“ Nachdem der Verfasser noch einige Seiten fortgeklagt hat, schließt er endlich seine Eingabe mit der Hoffnung, daß der Kurfürst „seine Anzeige mit Vergnügen aufnehmen und mit Freuden einen Mißbrauch abändern werde, der Sachsen zur Schande gereiche“.

Der komische und der tragische Balkan. Zu den größten Aufgaben der Völker gehört sicher die, von anderen zunächst einmal ernst genommen zu werden. Man muß gestehen, daß Europa den Balkanvölkern diese Aufgabe bisher recht schwierig gemacht hat. Hat man schon genügend darauf geachtet, wie seit zwanzig Jahren der Balkan die Fundgrube für das ganze komische Repertoire von Europa geworden ist? Unsere Operette, unser Schwank, unsere Witzblätter vor allem lebten vom Balkan. Wenn man in diesen Tagen, wo alles auf dem Balkan in Flammen steht, und wo fanatische Menschen um große Ziele ringen, die europäischen Witzblätter durchsieht, so hat man ein klägliches Gefühl bei dem Konservatismus eben dieser Blätter. Eine bekannte Berliner satirische Wochenschrift bringt ein Gedicht, in dem sie sich über den einzigen militärpflichtigen Montenegriener, der in Berlin lebte, lustig gemacht. Er war als Handlungsgehilfe bei einer großen Seidenfirma beschäftigt und hat, dem Gestellungsbefehl folgend, sein Geschäft verlassen, um seinem Vaterlande zu dienen. Eine Münchener Wochenschrift schildert den Auszug der in Schwabing wohnenden Malerkolonie, zu der man-

che Balkanslawen gehören, auf den Kriegsschauplatz. Natürlich geschieht das in derb karikierender Weise: der Balkan-Europäer ist jedesmal ein schäbig aussehendes Wesen, das ungefähr dem Mausefallenhändler, dem längst vergessenen, früherer Epochen gleicht. Du lieber Himmel! Bildet man sich ein, daß unsere Helden von 1870 und 1866 lauter tadellose Dandies waren, die jeden Morgen Ströme von Eau de Quinine auf ihr kriegerisches Haupt heruntergehen ließen? Damit hätten sie Sedan nicht gewonnen. Der alte Fritz wußte das besser, als er von seinen Soldaten als von „Grasteufeln“ sprach. Aber die allgemeine Parole ist eben, die Balkanvölker und ihre Angehörigen um keinen Preis ernsthaft zu nehmen. Darin wird nun der gegenwärtige Krieg, gleichviel welches auch sein Ausgang sein wird, sicher eine Aenderung bringen. Ja, man könnte die Idee haben, die Balkanvölker hätten sich in das Abenteuer nur gestürzt, um endlich einmal ernst genommen zu werden. Um der guten alten Mama Europa, die nie merkt, wann ihre Jungen erwachsen sind, zu zeigen: „Jetzt bin ich ein Mann, und du sollst mich ernsthaft nehmen, sehr ernsthaft.“ Der Balkan strafft sich in diesem Augenblick empor zu tragischer Pose. Er hat es satt, der ewige Prinz Danilo und der ewige Leutnant Niki oder der Kapitän Bluntschli aus Bernard Shaws „Helden“ zu sein und beim Klang von Wiener Walzermelodien über unsere Variétébühnen zu schlendern. Dieser Krieg, der zwischen den vier Balkanmächten und der Türkei auf Leben und Tod entbrannt ist, gibt Europa manche Lehren. Auch die, nicht allzu sehr an die Kriegsuntüchtigkeit finanziell schwacher Staaten zu glauben, von der uns englische und amerikanische Theoretiker gern überzeugen möchten. Diese Herrschaften, die mit dem Aberglauben an die Allgewalt der Börse groß geworden sind, bilden sich ein, daß Kreditvernichtungen im großen Stile ebenso verheerend auf ein Volk wirken könnten wie verlorene Schlachten, während doch die Geschichte beweist, daß bankerotte oder halb bankerotte Staaten finanziell viel stärkere Gegner besiegt haben. Dieser Krieg, den wir jetzt beginnen sehen, lehrt uns ferner, daß unser offizieller Geschichtsunterricht sich viel zu wenig um die Geschichte der Balkanvölker gekümmert hat. Der Durchschnittseuropäer weiß gar nichts von den interessanten Abenteuern, den Kaiserreichen und Fürstentümern, mit denen die mittelalterliche Geschichte des Balkans erfüllt ist, und weil wir nichts davon wissen, verstehen wir die heutigen historischen Ansprüche der Völker nicht. Der Schüler unserer Lehranstalten erfährt fast nichts von dem großartigen Schlußkampf des byzantinischen Reiches, das in jenen Zeiten allgemein als Bollwerk Europas gegen den Osten betrachtet wurde, sich mit ungemeiner Zähigkeit behauptete und schließlich doch nur unterlag, weil Europa es im Stich ließ. Wir zeigen in allen diesen Dingen den Egoismus alter und reicher Zivilisationen, der den Emporkömmlingen nicht gern und nicht allzu weit die Türen öffnet. Das mag bequem sein, klug ist's nicht immer. Mit der Zeit kommt der Emporkömmling doch weiter, und es könnte sehr wohl sein, daß seine Dienste auch von den Großen einmal als wichtig in irgend einer Sache empfunden werden. Genau dasselbe haben wir mit den Japanern gemacht vor dreißig Jahren, sie waren für uns amüsante Spaßmacher, und Sullivans „Mikado“ unterhielt ganz Europa, bis die Kriege mit China und Rußland uns die Augen öffneten. Wir können noch weiter zurückgehen; in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Amerikaner teils als unwissender Farmer, teils als Protz ein beliebter Stoff der Witzblätter; der



Wandel kam erst mit dem großen Bürgerkriege der sechziger Jahre. Jetzt kämpfen die Balkanvölker, wie sie sagen, für ihre unterdrückten Brüder, was natürlich heißen will, für die Reste des europäischen Gebiets der Türkei; im ganz geheimen Grunde ihres Herzens kämpfen sie aber auch gegen Europa und seine Vorurteile; sie wollen endlich einmal, und zwar gründlich, ernst genommen werden.

Wie die Grenzstadt Tuzzi fiel... Ueber die Einnahme von Tuzzi durch die Montenegriener gibt die Kriegskorrespondentin des „Daily Chronicle“, Miß Mary Edith Durham, folgende ansehauliche Schilderung: Der heutige Schlaechttag war ein Tag des Triumphes für die Montenegriener. Gestern wurde die Grenzstadt Tuzzi und die Festung Schiptschanik aufgefordert, sich zu ergeben. Beide Plätze lehnten dies ab. Heute morgen um 6 Uhr hörte ich die ersten Kanonenschüsse von unserer Seite, die den Beginn des Bombardements ankündigten. Von sechs Batterien, die an verschiedenen Seiten Aufstellung genommen hatten, feuerte die montenegrinische Artillerie auf die dem Untergange geweihte Festung. Drei Stunden lang hielten die Türken dem Feuer stand, dann sahen sie ein, daß ein weiterer Widerstand nutzlos wäre, und ließen die weiße Flagge. Ein Parlamentär kam zu uns herüber. Nach längeren Verhandlungen wurde schließlich ausgemacht, daß die Garnison sich bedingungslos unterwerfe. Als alte Freundin der Montenegriener und albanischen Malissoren wurde ich, als einzige Korrespondentin, aufgefordert, dem Schlußdrama der Uebergabe beizuwohnen. In Begleitung von einer Schwester des Roten Kreuzes, die ein Bündel Verbandzeug trug, kam ich an der Grenze an. Gerade erschien eine Abteilung Gefangener, die bei dem Sturm auf die Festung Wranje am Montag den Montenegrienern in die Hände gefallen waren. Die Sonne ging unter. Das Gebirge hob sich wie eine schwarze Wand gegen den wolkenlosen Himmel ab. Der Halbmond stieg am Himmel auf. Diesmal war es der einzige Halbmond. Am Horizont sah man ein mohammedanisches Dorf in Flammen. Das Dorf war während der Belagerung von Wranje von Flammen ergriffen worden. In der Dämmerung kam langsam etwas auf uns zugekrochen, wie eine verwundete Schlange. Es herrschte tiefes Schweigen. Da begann die Kapelle einen feierlichen Marsch zu spielen. Die Führer der türkischen Truppenabteilungen kamen heran und ließen ihre Pferde vor dem Zollhause stillstehen. Der Pascha an der Spitze des Zuges, in türkischer Uniform, stieg ab. Er war ein untersetzter kleiner Mann. Von einem montenegrinischen Offizier geleitet, kam der Pascha auf den Prinzen Danilo zu, der zu Pferde gestiegen war und, umgeben von seinem Stabe, die türkischen Gefangenen erwartete. Der Pascha übergab dem Prinzen den Degen, der Prinz nahm ihn mit einer Neigung des Kopfes an und sagte: „Sie haben Ihre Pflicht getan.“ Die Kapelle spielte nun die montenegrinische Nationalhymne, und der Pascha trat wieder zurück. Dann folgte der lange Zug der Gefangenen. Es war ein überwältigender Anblick. Reihe nach Reihe kamen sie aus der Dämmerung des Abends heraus und marschierten in einem nicht endenwollenden Zuge an uns vorbei. Sie waren alle in leidlicher Ordnung. Je vier Mann gingen in einer Reihe. Fast eine Viertelstunde lang dauerte der Vorbeimarsch. Nunmehr kehrten wir nach Podgoritza zurück. Die Stadt hatte sich für den Empfang der Sieger geschmückt. In jedem Fenster sah man eine Reihe brennender Kerzen, das einzige und einfache Zeichen, womit die Montenegriener ihren Sieg feierten.

Der größte Rubin der Welt. Die wechselvollen Schicksale des berühmten Diamanten Kehi-

noor sind allgemein bekannt, dagegen hat man ausserhalb der Kreise der Edelsteinspezialisten und der Historiker Indiens von dem größten Rubin der Welt noch kaum etwas gehört. Es ist der Khiraj-i-Alam oder Timur-Rubin („Tribut der Welt“). Der Stein, der nicht geschnitten, aber geschliffen ist, wiegt über 352 Karat und befindet sich unter den englischen Kronjuwelen. Der Edelstein stammt wahrscheinlich aus den berühmten Rubin-Minen von Badakshan und wurde von dem großen tatarischen Eroberer Timur bei der Plünderung Delhi's im Jahre 1398 entführt. Der Juwel blieb nun dem Hause der Timuriden, bis das gewaltige tatarische Weltreich verfiel, und in einem Kriege zwischen Persern und Tataren Schah Abbas den Stein erbeutete. Abbas war ein Freund des Großmoguls Jehangio, des Kaisers von Hindustan, und schenkte ihm den Rubin im Jahre 1612; er war auf diese Weise wieder nach Indien zurückgekommen. Kaiser Jehangio ließ auf den Stein seinen und seines Vaters Akbar Namen eingraben. Als seine Favoritin Nur Jehan ihm wegen dieser Entweihung des Rubins Vorwürfe machte, erwiderte er ihr: „Dieses Juwel wird meinen Namen der Nachwelt viel sicherer überliefern, als irgend eine geschriebene Geschichte. Das Haus Timur (dem auch er sich zurechnete) kann fallen, aber so lange es hier einen König gibt, wird dieser Stein ihm gehören.“ Die Weissagung Jehangios sollte sich durchaus erfüllen; seit seiner Zeit ist der Rubin stets im Besitze des jeweiligen Herrschers von Hindustan gewesen. Auch die Nachfolger Jehangios haben ihre Namen auf dem Edelstein verewigt: es sind dies Jehan, Aurungzeb und Mohamed Farukh Sigar. Damals zierte der Rubin den berühmten Pfautenthron der Herrscher von Delhi. Aber auch für die Mogule kam die Zeit des Niederganges; der Perser Nadir Schah eroberte Indien und brachte den Rubin in seine Residenz Ispahan. Er ließ auf ihm die folgende Inschrift anbringen: „Dies ist der Rubin aus den 25.000 Edelsteinen des Königs der Könige, des Sultans Sahib Oiran, der im Jahre 1153 von den Juwelen Hindustans hierhergekommen ist.“ „Sahib Oiran“, d. h. „der Herr der glücklichen Konjunktion“, ist eine im Orient häufige, den astrologischen Vorstellungen entlehnte Bezeichnung Timurs; das Jahr der Hedschra 1153 entspricht dem Jahre 1740 unserer Zeitrechnung. Der letzte Name, den der Stein trägt, ist der Ahmad Schahs, des Begründers des Reiches Afghanistan, der nach der Ermordung des Perserschahs Nadir den größten Teil seiner Schätze raubte. Der Edelstein blieb nun einige Generationen bei den Fürsten von Afghanistan und wanderte dann zu den Herrschern der Sikhs im Pandschab. Als die Engländer im Jahre 1849 dieses Land eroberten, kam der Rubin in den Besitz der „East India Company“. Sie stellte ihn auf der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 aus und schenkte ihn darauf der Königin Victoria von England.

Etwas zum Lachen.

Ein verlockendes Mißverständnis. Ein Marburger Student ging mit einigen jungen Damen eines Pensionats, die ein günstiges Geschick mal ohne Aufsichtsdame gelassen hatte, durch die Straßen seiner Museenstadt. Die Gelegenheit schien ihm günstig, sich von den anderen Damen zu trennen, um mit „ihr“ allein weiterzugehen. Er wandte sich deshalb leise an „sie“: „Bitte, kommen Sie, wir wollen uns drücken!“ — „Aber, bitte nicht so fest!“ erwiderte der holde Mund.

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(10. Fortsetzung.)

Einundfünfzigstes Kapitel.

Dawidkowo lag in aller Pracht des Sommers da. Mit breiten Wipfeln beschatteten die Linden das Häuschen und die Sonnenstrahlen hatten Mühe, durch das dichte Laub zu dringen. Wie die Vögel mußten sie von Zweig zu Zweig hüpfen, bis sie endlich, an den braunen Stämmen niederfunkelnd, über den Boden schlüpfen konnten, um sodann die Efenwände des Häuschens emporzuklettern. Auf den Blättern wiegten sich die Strahlen, und wenn ein Lufthauch die Aeste bewegte, so gab es ein Schimmern und Flimmern, als würden über das Häuschen Gold und Smaragden geschüttet.

In dem Efeu, in den Fliedersträuchern und Goldregenbüschen nisteten die Vögel, die im Frühling gesungen. Sie hatten um das Häuschen eine vollständige Kolonie angelegt, hielten Dawidkowo besetzt, hatten es gewissermaßen okkupiert und waren in dem Bewußtsein ihrer Sicherheit ganz frech geworden; denn sie fanden es kaum der Mühe wert, ihre Nester zwischen Geäst und Blattwerk zu verbergen. Gegen Morgengrauen gab es jeden Tag ein Wispern und Zwitschern, daß das Mütterchen regelmäßig davon erwachte und kein Auge mehr zutun konnte.

Ja, traulich schön und friedlich war es rings um das Häuschen; aber drinnen stand es schlimm. In dem kleinen bunten Stübchen war zwar nichts anders geworden: kein Stäubchen lag auf den vielen hübschen Sachen und Sächelchen, keine Decke, kein Teppich zog eine Falte, kein Gegenstand war verrückt, die Fensterscheiben blinkten und blitzten und die Dielen waren so weiß, wie Dielen nur sein könnten. In Bauer piff der Stieglitz gerade so lustig wie sonst; gerade wie sonst zischte und dampfte morgens, mittags und abends der Samowar; gerade wie sonst seufzte das Mütterchen den hellen Tag über und gerade wie sonst brummte und murrte Dame Anuschka im Hause umher. Und doch war alles anders, ganz anders.

Wie war das so geworden, so jammervoll traurig?

Das Mütterchen dachte darüber nach, immerfort, immerfort. Sie tat gar nichts anderes mehr, als daß sie darüber nachdachte.

Wenn sie ihre Blumen begoß, ihr Gemüse pflegte, nach ihren Pfirsichen, Äpfeln und Birnen sah — immer, immer dachte sie daran. Sie machte ihre berühmten Honigfrüchte ein, ihre unübertrefflichen Gurken, ihren herrlichen Ingwer, ihre wundervollen Melonen und immer, immer dachte sie daran! Sie dachte daran, wenn sie ihrem „armen“ Grischa bei Tisch gegenüber sah, in dessen verändertes Gesicht spähend und von diesem und jenem zu ihm sprechend, was er gar nicht zu hören schien. Sie dachte daran, wenn sie betete oder in ihrem Andachtsbuche las, oder Sonntags in der Kirche war. Und sie dachte daran die ganzen langen, endlosen Nächte hindurch, wo sie wachend in ihrem Bette saß und hinüberblickte zum Muttergottesbild, vor dem das Lämpchen brannte; sie dachte: Wodurch ist mein Grischa, mein lieber, guter Sohn, wohl so ganz anders geworden? So jammervoll traurig!

Mit Natalia Arkadiewnas „Bekehrung“, die diese mit Grischa vorgenommen, fing es an.

Allmählich hatte seine strahlende Laune, sein Frohsinn und überschäumender Lebensmut ihn verlassen; ganz allmählich. Doch behielt er noch lange

Pianos Süthner

das beste deutsche Fabrikat

Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO.

Zeit sein prächtiges, dröhnendes Lachen, seine glänzenden Augen und sein behagliches Wesen. Er gab seinen Bauern Land und Pferde und Getreide; und hätte ihnen gern noch mehr gegeben; denn sie befanden sich in ihrem Rechte, ganz in ihrem Rechte! Sie hatten seit Jahrhunderten Unrecht gelitten, waren unterdrückt, immer unterdrückt worden.

Dann brachte Natalia Arkadiewna ihre Freundin mit und Grischas hübsches Gesicht ward ganz rot vor Vergnügen über den Besuch, und nie hatte sein Mütterchen ihn so lachen hören, nie seine Augen so leuchten sehen! Es war aber auch ein Prachtmädchen! Von solchen, gerade solchen Mädchen hatte das Mütterchen für ihren Grischa geträumt, seitdem aus dem kleinen prächtigen Grischa ein großer prächtiger Grischa geworden. Und als sie damals am Abend in ihre Kammer ging, wußte sie nichts Besseres und Frommeres zu tun, als die uralte Familientruhe aufzuschließen und den uralten Familienschmuck hervorzukramen; alle die schweren goldenen, mit Perlen und Türkisen besetzten Spangen und Ketten, welche von alters her die Mutter der Braut des Aeltesten am Hochzeitstage umgehungen. Wie schön die Braut des Grischa darin aussehen würde, wie das Weib ihres Grischa ihren Sohn glücklich machen würde!

Auch in jener Nacht konnte das Mütterchen kein Auge schließen, denn es hatte so viel zu tun. Es mußte anordnen und das Hochzeitsmahl bestimmen; alle die vielen, viele Gerichte! Und bei jedem Gerichte fand Anuschka etwas zu tadeln. Aber das Mütterchen ließ nicht nach, obgleich sie über ihre Kühnheit in großen Schrecken geriet und setzte schließlich alles durch, was und wie sie es haben wollte. Nur im Geiste natürlich!

Sie braute im Geiste den herrlichsten Kwas, kochte den wundersamsten Tschai, dämpfte Schnepfen, briet Truthühner und Gänse und Enten, buk Fleischpizzen und Fischpizzen und Pasteten und Fruchttörtchen und Ingwerkuchen. Es war eine Lust! Und wie es dem Bräutigam schmeckte! Aber Anuschka brummte und brummte.

Jedoch das Mütterchen kümmerte sich nicht darum; nicht in geringsten! Vor Entsetzen über ihre Untat erwachte das Mütterchen . . .

Das waren damals gute Zeiten gewesen! Damals schmeckte es Grischa auch noch. Freilich nicht lange mehr; dann kam es so — nun ebenso jammervoll, traurig!

Und Anuschka brummte und brummte. Aber das Mütterchen, obgleich es wachte und sich seines Frevels vollständig bewußt war, ließ Anuschka brummen; denn Grischa war krank und ward mit jedem Tag kränker. Das Prachtmädchen war fort und das Prachtmädchen kam nicht wieder! Solche Dummheit! Warum kam sie nicht wieder? Was kümmerte es das Mütterchen, ob der Vater des Prachtmädchens Iwan oder Stephan oder Peter hieß, wenn sie dabei doch solches Prachtmädchen war und ihr Sohn Grischa sich zu Tode härmte? Sie sollte wiederkommen! Was machte sie in der großen Stadt unter

den vielen, vielen Menschen, wo es so unchristlich zuzuging? Als ob sie nicht wüßte, wie es mit Grischa stand, und als ob es in der Welt einen zweiten Grischa gäbe und ein zweites Dawidkowo? Was wollte sie eigentlich? Wo fand sie solche Linden, solche Blumen, solche Gurken, solche Melonen und — einen solchen Grischa! Aber sie kam und kam nicht wieder und mit Grischa ward es schlechter und schlechter.

Vor den Augen seines Mütterchens verfiel er in Schwermut, magerte er ab, ward er traurig und bleich — ihr Grischa mager, traurig und bleich! Er verlor allen Appetit und gewiß auch allen Schlaf; selbst der Tee schmeckte ihm nicht mehr.

Und das Mütterchen verlor alle Lust am Leben und verbarg den Brautschmuck in den tiefsten Grund der Truhe. Die Braut kam nicht!

Aber was für eine Welt es war! Dem Mütterchen stand der alte Kopf still. Ungeheure Sachen gingen vor, Sachen, die kein Mensch begreifen konnte. Von allen Seiten liefen Unheilsnachrichten ein, aus der ganzen Umgegend kamen Gerüchte von Aufständen und Tumulten, versetzten die verständige Anuschka in Wut und das gute Mütterchen in Todesangst.

Grischas Bauern verlangten von dem Besitz ihres Herrn auch noch das zweite Drittel und stießen heftige Drohungen gegen ihn aus. Denn ihr Herr wollte nichts hergeben, nicht einen Fuß breit! Sein Mütterchen kam in ihrer Herzensangst zu ihm gelaufen, weinte, bat und beschwor ihn: „Gib es ihnen! Es bleibt immer noch genug für uns. Besser weniger Land und längeres Leben. Ein Weib nimmst du ja doch nicht mehr. Grischa, mein Sohn, gib es ihnen!“

Aber, obgleich er „nun ja doch nicht mehr“ ein Weib nahm, wollte er den aufständigen Bauern nichts mehr geben. Was hätte sie davon denken müssen, sie, die nicht wiederkam? Er hatte es ihr versprochen. Dem Versprechen, welches er ihr gegeben, treu zu bleiben, war noch sein einziger Trost.

Jeden Tag ging er denselben Weg, den er an jenem Morgen — dem einzigen Maimorgen seines Lebens — mit ihr gegangen war; durch den Lindenwald, darin die Veilchen längst verblüht waren, nach dem Gemüsegarten und den Obstspalieren. Mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete er jedes Obstbäumchen, vor dem er mit Wera gestanden hatte, höchlichst unzufrieden, wenn die Frucht nicht seinen Erwartungen entsprach, und glücklich, wenn sie schwoll und reifte.

Jedesmal, wenn er den Gärtnerburschen sah, rief er ihn zu sich und beschenkte ihn, hatte doch der Knabe Weras Blumen genommen und nach Hause getragen.

Aus dem Garten begab er sich auf den Hof, ging, in tiefes Sinnen verloren, durch die verödeten Ställe, sah mit Besorgnis überall die Unordnung, die Verwilderung und den Verfall, überlegte, wie er den schmachvollen Zuständen abhelfen würde — sobald sie erst da wäre! (Sie mußte ja jeden Tag wiederkommen!) Geduldig hörte er die Klagen des frechen Gesindes, die unverschämten Forderungen der rebellischen Bauern, sowohl bei ihren Murren wie bei ihren Drohungen seine Ruhe bewahrend, immer denkend: Wenn sie erst da ist, wird das alles anders werden.

Und sie konnte ja schon morgen wiederkommen!

Er ging hinaus auf das Feld, aber in den Lüften war es stumm. Er blieb oft stehen, lauschte und wunderte sich, daß es so still war.

Das Getreide stand hoch aufgeschossen, goldgelb, mit schweren Aehren. Grischa betrachtete es mit den Blicken des Landmanns, aber es gehörte seinen Bauern: Wo die Frucht schön stand, gehörte das Feld stets seinen Bauern und wo sie kümmerlich oder

gar nicht wuchs, war es sein Eigentum. An seinem Eigentum ging er vorüber, ohne einen Blick darauf zu werfen. So kam er an den Acker, wo damals der Bauer die Pferde halb zu Tode geprügelt; seine Pferde! Jedesmal blieb er stehen und blickte auf den Fleck, wo Wera gestanden. Wie schön hatte sie ausgesehen in ihrem Zorn!

Hier war es auch gewesen, wo sie ihm das Versprechen abnahm.

Er ging weiter und weiter, bis zu dem Birkenwald, den er ihr damals aus der Ferne gezeigt hatte. Es war schön dort! Der Sumpf mit seinen hohen Binsen, dem schwankenden Röhricht und der reigungslosen Flut, darin sich der blaue Himmel spiegelte und die Wipfel der Bäume. Jedesmal ärgerte er sich, daß er ihr diesen Teil seines Besitzes nicht gezeigt hatte und freute sich darauf, ihr denselben zu zeigen, vielleicht morgen schon!

Am Rande des Sumpfes, unter einer Birke liegend, sann er nach, sann und sann.

Spät abends erst begab er sich nach Hause. Wenn sie ihm jetzt entgegengegangen kam. Er atmete schwer, kalter Schweiß trat auf die Stirn, sein Herzschlag schien zu stocken. Wenn er jetzt im Lindenwald plötzlich ihre hohe, schlanke Gestalt sehen, plötzlich ihre ernste, klangvolle Stimme hören würde. Was sollte er dann wohl tun? Sie an seine Brust reißen, in seine Arme nehmen, sie auf seinen Armen in sein Haus, zu seinem Mütterchen tragen.

Aber sie kam nicht.

Je mehr er sich dem Hause näherte, desto mehr beschleunigte er seine Schritte. Zuletzt lief er fast; sie konnte ja bereits angekommen sein und ihn überraschen wollen. Trat er dann ins Haus, so sah er sich nach allen Seiten um, spähte hinter die Schränke, in die Ecken. Aber sie stand nirgends verborgen! Trat er ins Zimmer, so suchten seine Blicke die Augen seines Mütterchens; die würden ihm ihre Gegenwart sicher sogleich verraten! Sie verrieten auch jedesmal etwas: Sorge, Angst, tiefsten Kummer. Dann wandte er sich traurig ab. Recht zum Ueberfluß schielte er noch hinüber nach dem Tisch, ob dort vielleicht für vier Personen gedeckt wäre? Aber er sah stets nicht mehr als drei Teller.

Wenn sein Mütterchen doch nur ein einziges Mal sein altes, herziges, dröhnendes Lachen wieder gehört hätte! Sie würde für dieses Lachen ihres Sohnes mit tausend Freunden den Rest ihres alten Lebens hingegeben haben.

Dieser Gedanke ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie sann sich etwas für sie Unerhörtes aus und ging daran, es auch durchzuführen. Sie mußte es heimlich, ganz heimlich anfangen; nicht einmal Anuschka durfte darum wissen — um Gottes willen nicht Anuschka!

Aber Mischka zog sie in ihr Vertrauen. Zwar war Mischka ein rechter Nichtsnutz, war seinem guten Herrn entgegen und hielt es mit den aufrührerischen Bauern. Aber das Mütterchen wußte sich in Gottes Namen keinen anderen Rat. Sie schenkte dem Taugenichts von Mischka einen großen Krug voll Kwas, eine große Schüssel voller Tschai mit Grüte — solchen wie Anuschka für Grischa kochte — und sonst noch allerlei Gutes und Nützliches — natürlich alles ganz heimlich! Damit nicht genug, traf sie noch andere geheimnisvolle schwierige Vorbereitungen, alles unter fortwährendem, halbblauem Beten, Seufzen, Aechzen. Auch schloß sie sich in ihr Schlafzimmer ein, packte und kramte, und das mehrere Nächte hintereinander. Darauf lockte sie Mischka zu sich, machte ihm die schönsten Versprechungen und beredete die Sache mit ihm in höchster

Heimlichkeit, unter fortwährender Todesangst vor Anuschka.

Wenn sie dahinter käme, was für große, zornige Augen würde sie dann dem armen Mütterchen machen! Gewiß wußte sie bereits alles und wartete nur den rechten Augenblick ab, um mit ihrer Entdeckung hervorzubrechen.

Den letzten Tag vor der Ausführung des großen Planes schlich daher das Mütterchen wie eine arme Sünderin umher; fast hätte sie noch im letzten Augenblick allen Mut verloren. Aber gerade diesen Abend hatte Grischa einen so hoffnungslos traurigen Blick, war so bleich und stumm, daß das Mütterchen kaum erwarten konnte, ihren Entschluß auszuführen. Gelang ihr derselbe, so würde sie ihren Sohn wieder lachen hören, so kräftig, so herzlich!

Am andern Morgen, lange vor Sonnenaufgang, stand die Kibitka hinter dem Lindenwald fertig und bereit. Das Mütterchen, den Kopf vierfach mit Tüchern umwickelt, in alle ihre Mäntel gehüllt, schlüpfte aus der Seitentür des Hauses, schlich durch den Wald, ließ sich von dem ganz gleichmütig lächelnden Mischka in das Gefährt heben, empfahl ihre Seele dem Herrn, und fort ging es, auf der Moskauer Landstraße der schrecklich weiten und schrecklich grossen Stadt Moskau zu. Schön bei den Gedanken an diesen ungeheuren Sündenpfehl war die gute Frau mehr tot als lebendig; nun wollte sie sich gar mitten hinein begeben, um darin die eine, einzige zu finden, die ihrem Grischa sein Lachen zurückgeben konnte.

Mischka piff und sang, schneichelte seinen Pferdchen, knallte mit seiner Peitsche, mit einem Wort: Mischka tat, als ob nicht das mindeste vor sich ginge.

Von Zeit zu Zeit drehte er sich ganz gemächlich nach dem Mütterchen um, grinste dieses an und schielte dabei auf den mächtigen Kober voller Proviant, den das Mütterchen, um wenigstens dem furchtbaren Hungertode zu entgehen, in tausend Aengsten vor Anuschka heimlich gepackt und heimlich auf den Wagen hatte schaffen lassen.

Unterdessen stellte das Mütterchen sich vor, wie sie zu Hause aufwachten, wie Anuschka nach ihr suchte, nirgends sie fand und nun Alarm schlug. Dann würde man auch die Abwesenheit Mischkas, der Pferde und der Kibitka entdecken. Wie, wenn Anuschka ihnen nachsetzte, sie einfing und zurückbrachte?!

Das Mütterchen nahm sich vor, ein Zetergeschrei anzuheben, dann würde man sie wohl in Frieden weiterziehen lassen.

Sie waren noch keine fünf Wert von Dawidkowo entfernt, als Mischka einen ganz merkwürdigen Laut ausstieß und mit der Peitsche vor sich auf die Landstraße deutete. Dem Mütterchen fuhr der Schreck sogleich in alle Glieder. Es kreischte: „He, Mischka, was ist? Was siehst du?“

„Nu, da ist sie!“

„Wer? Anuschka!“ schrie das Mütterchen auf.

„Nu, da ist sie!“ wiederholte Mischka, drehte sich wiederum in aller Gemütlichkeit zum Mütterchen um, machte ein pffriges Gesicht und ließ seine Pferdchen im Schritt gehen. „Da ist sie, kommt geradeswegs von Moskau, zu Fuß, muß die ganze Nacht durch gelaufen sein, läuft wohl geradeswegs nach Dawidkowo zu unserm Grischa; die andere ist nicht bei ihr. He, Mütterchen, Mascha Minitschna, da ist sie!“ Und mit einem „Hu!“ hielt der Treffliche den Wagen an.

Wera kam näher, erkannte den Kutscher und das Mütterchen und hätte sich am liebsten verborgen. Aber es war kein Busch in der Nähe. So ging sie denn ruhig weiter, wandte, als der Wagen sie erreichte, den Kopf ab und wollte vorübergehen.

„He! Da ist sie!“ erklärte Mischka dem Mütterchen nochmals.

Sogleich begann das Mütterchen heftig zu schreien, zu schluchzen und weinen und wollte sich mit allen ihren Tüchern und Mänteln aus dem Wagen wälzen, geradeswegs auf die Landstraße hinunter.

Da blieb Wera stehen, drehte sich um und konnte nun nicht anders als hinzugehen.

„Nun bist du da, und nun nehme ich dich mit, und nun wird mein Grischa wieder gesund; wieder gesund und glücklich! Ach, und wie er lachen wird! Gott sei mir gnädig; nun mache ich zum Herbst eine Wallfahrt. Aber was wird Anuschka dazu sagen —“

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Es war für für das Mütterchen bei allem Glück ein großer Kummer, daß Wera sich nicht zu ihr in die Kibitka setzen wollte, und da half kein Bitten und Betteln, kein Seufzen und Stöhnen.

„Aber du willst doch nach Dawidkowo?“

„Ich will nach Dawidkowo?“

„Was wird mein Sohn Grischa sagen, wenn ich dich zu Fuß gehen lasse. Er verwünscht ja wohl sein altes Mütterchen. Daß der Herr sich erbarm'! Ich darf ihm ja wohl nie mehr vor Augen kommen. Heilige Mutter von Kasan, sei mir gnädig! So steige doch ein, mein Täubchen — Ach, ich bin ganz sinnlos vor Freude! Steig ein, mein Liebchen!“

Aber Wera stieg nicht ein. Stumm und blaß stand sie auf der Landstraße; unsäglichen Jammer im Herzen, aber entschlossen, alles zu tun, was zu tun sie übernommen hatte. Das Mütterchen jedoch war nicht so schnell abzuweisen. In großer Aufregung, so daß sie sich unter ihren Mänteln und Tüchern förmlich wand, redete sie auf Wera ein: „Wo, denkst du wohl, daß ich hinfahren wollte? Du rätst es gewiß nicht. Nun, rate einmal: Wohin wollte ich wohl?“

„Nach Moskau.“

„Gott sei meiner armen Seele gnädig, du hast es erraten!“ rief das Mütterchen triumphierend. „Und was, denkst du wohl, wollte ich in Moskau, in dem Sündenpfehl in dem Sodom und Gomorra? Ja, was wollte ich wohl?“

„Ich weiß nicht.“

„Nun, rate mal!“

„Ich weiß wirklich nicht.“

Das Mütterchen kicherte vor eitel Glückseligkeit, und Mischka grinste und schnitt Gesichter, und die Pferde schüttelten die Köpfe und schlugen mit den Schweifen und schienen auch ihre helle Freude daran zu haben.

„Sie weiß es wirklich nicht. Hörst du, Mischka, sie weiß es wirklich nicht! Sie weiß nicht, o Mischka, was wir beide mit den Braunen in dem Sündenpfehl wollten, weshalb wir der Anuschka bei Nacht und Nebel fortgelaufen sind; und kann's und kann's nicht raten. O Mischka, Mischka.“

So schwatzte das Mütterchen, den grinsenden Mischka anredend, teils im Tone hellsten Erbholckens, teils voll tiefsten Vorwurfs, wobei sie immerfort Wera ansah, ihr zunickte und zublinkle und geheimnisvolle Zeichen machte.

„Wollen wir es wohl dem Täubchen sagen?“ fuhr das Mütterchen glücklich fort. „He, wollen wir, Mischka? Was meinst du: Ob wir wohl der Anuschka fortgelaufen sind und nach dem Sündenpfehl kutschieren, um daselbst ein gewisses hübsches Täubchen zu suchen? He, guter Mischka, ob wir wohl? Und ob wir wohl das Täubchen gefunden haben? Leibhaftig gefunden! Mit seinem schönen, stolzen Gesichtchen und ganz wie es geht und steht. O Mischka, Mischka, ob wir wohl?!“

Und das Mütterchen kicherte, daß sie ächzen und stöhnen mußte, und Mischka grinste, was er konnte, und die Pferde nickten zu allem mit den Köpfen, stampften und scharrten.

Es war wunderschön.

„Um mich zu suchen, wollten Sie nach Moskau?“ rief Wera tödlich erschrocken. „Warum wollten Sie mich suchen?“

„Nu höre nur, Mischka!“ rief das Mütterchen entrüstet. „Warum wir sie wohl in dem Sündenpfehl suchen wollten? Hörst du das, Mischka? Weißt du etwa, warum wir das Täubchen suchen und nach Dawidkowo bringen wollten? Ist es zu glauben, Mischka? Als ob das Mütterchen keinen Sohn hätte, keinen Grischka, keinen Augapfel, kein Herzblatt?! Frage sie doch, ob sie das nicht wüßte? Ob sie nicht wüßte, wem das Mütterchen das Täubchen bringen wollte; aus dem Sündenpfehl, dem Sodom und Gomorra! O Mischka, Mischka!“

„Hörst du das, Mischka?“ schrie das Mütterchen in Ekstase. „Sie fragt, ob wir sie etwa meinem Sohn bringen wollten. Nein, das wollen wir gar nicht. O behüte! Wie sollten wir? Ach, was bist du für ein Täubchen!“

„Ist Grigor Michailitsch krank?“ rief Wera, kaum wissend was sie sprach.

Aber da stürzten dem Mütterchen die Tränen aus den alten, schwachen, trüben Augen so unaufhaltsam, daß es kein Wort hervorbringen konnte und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Was ist mit deinem Herrn geschehen?“ wandte sich Wera an Mischka, der verlegen an seiner Mütze drehte.

„I, dem! Was sollte dem wohl geschehen sein? Doch ist es mit ihm nur so so.“

„Frage sie doch, Mischka,“ schluchzte das Mütterchen, im Genuß ihrer Rührung schwelgend. „O Mischka, Mischka, frage sie doch, zu wem sie wohl will, wenn sie nach Dawidkowo geht, auf der Landstraße, zu Fuß, aus dem Sündenpfehl dahin, wo die Anuschka wohnt und — nun wer wohl sonst noch? Solche Heuchlerin. Solche liebe, schöne, stolze Heuchlerin!“

„Ich muß nach Dawidkowo zu den Bauern,“ sagte Wera in ihrer alten herben Art.

„Gott sei dir barmherzig Kind!“ zeterte das Mütterchen, gleich am ganzen Leibe bebend. „Was willst du wohl bei den Dieben, den Räubern, den Mördern? Machen meinem Grischka nichts als Kummer und Not; wollen sein Land haben; soll ihnen sein Land geben! Aber will er wohl? Nein, er will nicht! Du mußt meinem Grischka sagen, daß er den Räubern sein Land geben soll, sonst schlagen sie ihn tot, die Diebe! Er ist reich genug, wozu braucht er noch Land und so was? Sag's ihm, hörst du? Wenn du es ihm sagst, tut er's. Er tut alles, was du ihm sagst, das Herzblatt, und nichts, was sein Mütterchen ihm sagt, wenn es auch noch so sehr bittet und weint. Die Gottesmutter und alle Heiligen seien gelobt und gedankt, daß ich dich nach Dawidkowo bringe, denn nun wird alles gut.“

Und wieder begann das Mütterchen zu betteln, zu bitten, daß Wera doch einsteigen möchte. Aber Wera blieb hartnäckig; sie mußte zu Fuße gehen! Da wollte auch das Mütterchen zu Fuße gehen, und schrie, daß Mischka ihr aus der Kibitka helfe. Wera verbot es dem Knecht und ging fort. Nun ließ das Mütterchen den Wagen im Schritt neben Wera herfahren, fortwährend plaudernd und schwatzend; bald jammerte und seufzte es, bald freute es sich und kicherte vor sich hin. Endlich ward es still und begann im Geiste sich auszumalen, was ihr Grischka wohl sagen und tun würde, wenn er plötzlich das Täubchen sah. O weh und Anuschka!

Aber der Jubel behielt doch alle Furcht und Sorge die Oberhand. Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie schrie Mischka an, daß er schnell zufahren sollte; so schnell sie Pferde laufen könnten.

Kaum daß sie sich Zeit nahm, Wera einige geheimnisvolle Pantomimen zu machen. Im Trab fuhr die Kibitka davon.

Wera ging langsam weiter. Jetzt fährt sie voraus und sagt es ihrem Sohne; ich käme! Und der gute Grischka freut sich und — Was war nur das?

Sie sprach so wunderlich von ihrem Sohne. Er sei krank, aber nun ich käme, wäre alles gut. Sie wollte nach Moskau, um mich zu holen. Heimlich hatte sie sich auf den Weg gemacht. Was bedeutet das alles? Gott sei mir gnädig!

Es war also wirklich wahr; Grigor Michailitsch liebte sie!

Sie war so erschrocken, so fassungslos, so außer sich, daß sie stehenblieb, die Hände rang und in Tränen ausbrach.

Der Unglückliche! Er liebt mich, und ich komme, um seine Bauern gegen ihn aufzuwiegeln! Er freut sich, er wird jubeln, daß ich wieder da bin, und ich komme, um ihn zu verderben! Ich komme, um ihn und sein Mütterchen ins Unglück zu stürzen. Gott sei mir gnädig.

Plötzlich fiel ihr ein: Er hat mir versprochen, kein Land mehr verteilen; denn er hatte bereits genug gegeben, mehr als genug, und wäre durch seine Bauern zugrunde gerichtet worden. Und nun soll ich seine Bauern veranlassen, sich gegen ihn zu erheben, weil er ihnen nicht mehr Land geben will, weil er es mir versprochen, weil er sein Versprechen gehalten hat. Durch mich wird er zugrunde gerichtet, durch mich vielleicht getötet; und — er liebt mich.

„Schrecklich! Schrecklich!“

Sie überlegte weiter: Natalia Arkadijewna hat vom Exekutivkomitee den Befehl erhalten, die Bauern von Dawidkowo zur Empörung aufzuwiegeln, und ich habe es statt ihrer übernommen. Das mußte ich. Nicht allein aus Sühne und Buße für mich, sondern auch aus Mitleid und Erbarmen gegen ihn, der so gut, so herrlich gut ist! Vielleicht, daß ich meine Aufgabe erfüllen und dennoch sein Leben zu retten vermag — was Natalia Arkadijewna wohl nicht getan haben würde. Deshalb mußte ich kommen, und deshalb darf ich nicht wieder umkehren. Gott sei uns allen gnädig!

Dann sah sie Dawidkowo vor sich liegen, von der Morgensonne beleuchtet, so freundlich, traulich und friedlich, recht geschaffen, um die Heimat glücklicher Menschen zu sein.

Sie blieb stehen und betrachtete das liebliche Bild, prägte es ihrem Herzen ein und nahm zugleich Abschied davon. Es war vielleicht der letzte Morgen, wo die Sonne auf das grüne Haus scheinen würde. Wera hatte von vielen Gutsböfen gehört, die von den rebellischen Bauern zerstört und in Brand gesteckt worden waren. Dergleichen geschah jetzt in Rußland jeden Tag zu allen Stunden. Vielleicht schon morgen beleuchtete die Morgensonne einen Schutthaufen und eine graue Rauchwolke stieg in die blaue Luft: Ihr Werk!

Sie stand noch und schaute hinüber, als sie auf der Landstraße einen Mann erblickte, der ihr entgegengeliefen kam, ohne Mütze, in höchster Aufregung mit beiden Armen ihr zuwinkend.

Wera erkannte ihn schon von weitem; langsam, langsam ging sie ihm entgegen.

Gott im Himmel, wie er aussah! Welches strahlende Gesicht!

Nun stand er vor ihr. Aber er konnte nicht reden, die Tränen liefen ihm über die Wangen.

„Aber, Grigor Michailitsch, so beruhigen Sie sich doch! Mein Gott, was ist Ihnen? Ich bitte Sie, weinen Sie nicht.“

„Verzeihen Sie,“ stammelte Grischa. „Was müssen Sie von mir denken? Aber Sie sind so lange fort gewesen, ich habe so lange gewartet, hatte gar keine Hoffnung mehr, glaubte bereits, ich würde Sie nie mehr wiedersehen. Und da kommt heute mein Mütterchen angefahren (ich fürchtete schon, ihr wäre ein Unglück zugestoßen) und weint und lacht in einem Atem, daß ich denke, sie hat den Verstand verloren. Und Anuschka fängt schon an zu jammern und nach dem Popen zu schreien. Da sagt mein Mütterchen, Sie kämen! Wera Iwanowna käme aus Moskau, wäre den weiten Weg zu Fuß gegangen, die ganze Nacht durch, wäre meinem Mütterchen begegnet und wollte nicht fahren, käme zu Fuß! Und da — sehen Sie, Wera Iwanowna, da bin ich — da mußte ich — Mein Gott, verzeihen Sie nur! Ich bin so glücklich, Sie wiederzusehen. Aber das können Sie nicht verstehen, ganz und gar nicht! Uebrigens — wie befindet sich Natalia Arkadiewna?“

So sprach er alles durcheinander, in einem unbeschreiblichen Zustande von Verwirrung und Glückseligkeit.

Wera hörte alles, was er hervorstammelte, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden; sie kam sich vor, als ob jeden Augenblick etwas Ungeheures mit ihr vorgehen, sie vor diesem reinen, herrlichen Menschen plötzlich als Mörderin und Brandstifterin dastehen müßte.

„Aber kommen Sie, kommen Sie!“ drängte Grischa. „Mein Mütterchen stirbt sonst vor Ungeduld oder überwirft sich wohl gar mit Anuschka. Gewiß läßt sie zu Ihrem Willkommen sämtliche Blumen abreißen, und Anuschka muß sämtliches Mehl sämtliche Eier und sämtlichen Honig zu Kuchen einrühren. Sie glauben nicht, wie mein Mütterchen sich freut, denn Sie wissen nicht, wie sie sich gesorgt und gegrämt hat — über mich natürlich. Aber nun sind Sie wieder da, und nun gehen Sie nicht wieder fort, nie wieder! Nun bleiben Sie bei uns, immer, immer, immer! Als meines Mütterchens liebstes Kind, als ihre Tochter, ihr Augapfel, ihr Herzblatt, Wera Iwanowna, als mein Weib.“

Er stand vor ihr, der mächtige Mann, zitternd, wie ein Kind, voller Todesangst ihrer Antwort lachend und doch wieder voller Zuversicht; denn sie war ja zu ihm gekommen, zu Fuß von Moskau her, die ganze Nacht durch, mütterseelenallein.

Aber sie sagte nichts.

„Wera Iwanowna, ich wäre gestorben, wenn Sie nicht gekommen wären, und ich werde sterben, wenn Sie mich nicht lieben und wieder von mir gehen.“

Aber sie sagte noch immer nichts, sie tat keinen Laut! Regungslos stand sie vor ihm, mit einem Gesicht wie entgeistert.

„Ich liebe Sie!“

Ohne zu sprechen, erhob sie beide Hände.

„Hören Sie mich, um Gottes willen hören Sie mich! Sagen Sie mir ein Wort!“ stieß der unglückliche Grischa hervor. „Wera Iwanowna, ich liebe Sie!“

Da kam es von ihren Lippen mit einem Ton wie ein Stöhnen: „Sie dürfen nicht!“

„Ich dürfte nicht — —“

Wahrscheinlich wußte er gar nicht, was sie gesagt hatte, noch was er selbst sagte.

Wera sprach weiter, mühsam jedes Wort suchend, mit Anstrengung hervorstoßend, mit ersticktem Jammer in der Stimme: „Denn ich bin nicht würdig, von Ihnen geliebt zu werden, von Ihnen, einem so prächtigen Mann, einem so herrlichen Menschen, der nur

ein gutes, reines Weib lieben darf, der des höchsten Glückes wert ist — —“

„Sie kein gutes, reines Weib, Sie nicht, Sie nicht — —“

Er stammelte, lallte, die Stimme brach ihm.

„Nein, Grigor Michailitsch, ich bin Ihrer nicht würdig. Sie müssen alles vergessen. Ich darf Sie nicht belügen und betrügen, Sie müssen alles wissen, damit Sie auflören mich zu lieben, damit Sie beginnen, mich zu verachten und zu hassen.“

„Ich Sie verachten — hassen — vergessen? Ich Sie?“

„Ach, mein armer Grischa, das müssen Sie. Es wird Ihnen wehe tun, es wird Ihnen das Herz zermalmen und alle Freude am Leben nehmen; aber es muß sein.“

Wera schwieg. Sie wollte ihm Zeit geben, sich zu fassen, doch mit schwerer Stimme sagte Grischa: „Sprechen Sie nur zu mir. Ich höre alles, was Sie sagen.“

Und Wera sprach zu ihm: „Als ich zuerst zu Ihnen kam, wäre ich Ihrer großen und starken Liebe vielleicht würdig gewesen, denn damals war ich noch gut. Seitdem ist vieles geschehen.“

„Vieles geschehen,“ sprach Grischa ihr nach und starrte sie aus hohlen Augen an.

„Seitdem hat mich ein anderer Mann auf den Mund geküßt, ein Mann, der mich nicht geliebt, der von mir nur meinen Leib begehrt hat. Aber küssen ließ ich mich doch von ihm! Und kann seinen Kuß nicht wieder von mir nehmen, mein Mund muß ihn Zeit meines Lebens als Brandmal tragen. Kein anderer Mann darf mich je wieder küssen, am wenigsten einer, den ich achte und verehere, der besser, viel besser ist als ich.“

Aber er hatte nichts gesagt. Wera sprach weiter: „Sie sehen ein, daß Sie mich nicht lieben dürfen, daß ich nicht wert bin, von ihnen geliebt zu werden, daß Sie mich vergessen müssen. Nicht wahr, Sie sehen das ein?“

Grischa nahm seine ganze Kraft zusammen. Sich von ihr abwendend, sagte er leise: „Warum sind Sie dann wiedergekommen, ach, Wera Iwanowna, warum? Das hätten Sie mir nicht antun sollen!“

Ich muß sein Leben retten, dachte Wera und erwiderte: „Ich bin gekommen, Sie um etwas zu bitten.“

„Um was?“

„Ich hörte in Moskau, daß Sie kein Land mehr unter Ihre Bauern verteilen wollen. Ist das wahr?“

„Das ist wahr.“

„Nun, dann bitte ich Sie, geben Sie Ihren Bauern auch noch das zweite Drittel Ihres Besitzes. Wollen Sie?“

„Nein.“

„Warum nicht? Sie wollten es doch damals tun, als ich das erstemal zu Ihnen kam.“

„Damals mußte ich Ihnen versprechen — mußte ich Ihnen mein Ehrenwort geben, keinen Fußbreit unter meine Bauern zu verteilen. Ich halte mein Versprechen.“

„Wenn ich Sie aber bitte, es zu brechen, Grigor Michailitsch, ich bitte Sie.“

Er sah sie lange an, mit einem Blicke, der ihr durch und durch ging.

Dann sagte er feierlich: „Als Sie damals zu mir kamen, waren Sie noch rein und gut und wollten mein Bestes; darum nahmen Sie mir damals das Versprechen ab. Was Sie heute von mir wollen, wo Sie — wo Sie nicht mehr so sind, wie Sie damals waren, das mag auch zu meinem Besten sein. Aber heute tue ich es nicht, sondern ich bleibe bei dem, was ich Ihnen damals versprechen mußte, wo Sie würdig waren, geliebt zu

werden, so sehr ein Mann ein Weib lieben kann. Leben Sie wohl! Wera Iwanowna, leben Sie wohl!“

Er wandte sich langsam, ging langsam, mit schleichenden Schritten und geseuktem Haupte von ihr fort, seinem Hause zu, das sein Mütterchen unterdessen zum Empfang der Braut mit ihren schönsten Blumen geschmückt hatte.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Wera verließ die Landstraße und ging quer über das brachliegende, verwilderte Land, das ihrer heimatlichen Steppe glich. Dieselben Blumen blühten hier, wie sie um diese Zeit des Jahres in Eskowo blühten. Wera kannte den Namen jeder Blume und ihre Heilkräfte und pflückte mechanisch diejenigen Pflanzen, von denen sie wußte, daß sie für Verwundungen gute Dienste leisteten. Sie dachte an ihren Auftrag und daran, wie sie denselben ausführen sollte.

Man hatte ihr viele Dokumente mit großen, prächtigen Siegeln. Sogar einen kaiserlichen Ukas führte sie bei sich. Ob das alles wahr war?

In diesem Ukas gab der Zar den Bauern die Versicherung seines väterlichen Wohlwollens und gebot ihnen, sich gegen die Gutsbesitzer zu erheben. Das gebot der Zar! Um das Gebot des Zaren dem Volke mitzuteilen, war Wera ausgesendet worden. Würde das Volk dem Gebote des Zaren gehorchen? Das russische Volk liebte seinen Herrscher. Dieser war für das russische Volk das „milde, gute Väterchen“, von dem alle Segnungen ausgingen, eine große, heilige, mystische Persönlichkeit, welche, nicht anders wie die Vorsehung, das Schicksal der Menschen bestimmte und erfüllte. Immer wieder stieß Wera in der Empfindung des russischen Volkes auf die völligste Hingabe an sein Herrscherhaus, auf eine ungeheure, unsterbliche Sehnsucht, seinen Regenten zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Es war dieselbe Sehnsucht, von der sie selber beseelet wurde; und wohin hatte dieser mächtige Drang sie geführt? Vom Volke fort in die Arme eines Boris Alexeiwitsch!

Die Sonne stieg höher und höher. Wera begann müde zu werden und setzte sich unter einem Brombeerstranch, der voll großer, tiefschwarzer Früchte hing, bei deren Anblick Wera plötzlich fühlte, daß sie Hunger hatte.

So pflückte sie denn von den Beeren und aß. Sogleich nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Jetzt war Grigor Michailitsch längst wieder zu Hause. Was würde er tun? Vielleicht lag er in diesem Augenblick gerade an der Brust seines Mütterchens, klagend, daß es nun mit allem Leben und allem Glück für ihn vorbei sei. Und sein Mütterchen konnte ihn auch nicht trösten. Er liebte sie, dieser gute, gute Grigor Michailitsch, er hatte sie verehrt, er hätte sie so gerne angebetet — Jetzt hatte er sich von ihr abgewendet.

Und das war gut so! Wehe ihm, wenn er sie noch immer lieben würde, wehe ihr, wenn sie nicht alles getan hätte, seine Liebe aus seinem Herzen zu reißen, ihn nicht gelehrt hätte, sie zu verachten.

Aber er wollte sein Versprechen halten; und daß er dadurch, gerade dadurch verderben mußte und verloren war, das war es, was Wera um den Verstand zu bringen drohte. Sie würde hingehen müssen, sie würde den Bauern den Ukas des Zaren überbringen, sie zum Aufstande reizen müssen. Sie kam und schwang den Feuerbrand, sie warf die Fackel in das Haus, die Flammen stiegen, loderten, blühten, das Feuer griff um sich, weiter, immer weiter! Sie stand dabei und sah, ohne eine Hand regen zu kön-

nen, dem von ihr entfachten Brande zu, und ging fort von dem qualmenden Aschenhaufen, um von neuem die Fackel zu schwingen über Schuldige und Unschuldige, bis es auch für sie einmal ein Ende nahm; in den Kerkern Moskaus, in den Bergwerken Sibiriens, auf dem Schafott.

Aber — war der Ukas des Zaren echt?

Sie zog das Schriftstück aus ihrem Kleide. Ein Pergament mit einem goldenen Rand, mit der Unterschrift des Kaisers Alexander des Zweiten und den Siegeln der Kommissäre versehen.

So etwas konnte doch wohl nicht gelogen sein? Alle die milden, gütigen und weisen Worte, die der Zar dem russischen Volke sagen ließ, waren in Wirklichkeit von ihm gesendet worden. Sie hielt in der Hand, was von der Person des Zaren ausgegangen war; sie hielt das Glück des russischen Volkes in Händen. Und Wera beugte sich auf das Papier herab, um die Unterschrift des Kaisers zu küssen.

Denn es war wahr! Nicht als Lügnerin und Betrügerin würde sie heute vor die Bauern treten, sondern als eine Abgesandte des Kaisers. Das gab ihr neue Kräfte. Sie las noch einmal sorgfältig ihre Instruktionen durch, dann kniete sie auf freiem Felde nieder und betete, betete, wie sie nie zuvor gebetet hatte.

Bis zum Abend trieb sie sich auf der Steppe umher, fortwährend Dawidkowo im Auge behaltend. Sie gelangte in das Birkenwäldchen, zu dem Lieblingsplatze Grischas, den dieser ihr damals auf ihren Spaziergängen mit so glühenden Farben geschildert hatte. Ihr erster Gedanke war, dem Orte zu entfliehen. Aber sie blieb bis die Nacht einbrach, bis es Zeit war, ihr Vorhaben zu beginnen.

Nun begab sie sich direkt nach dem Dorfe. In die erste Hütte ging sie hinein und fragte nach dem Bauern Timoteus Petrowitsch. Die Leute starrten sie an wie ein wildes Tier; endlich führte die Frau sie zu dem Dorfältesten, den Wera genannt hatte. Aber der Mann war viehisch betrunken, und Wera versuchte vergebens, ihm verständlich zu machen, um was es sich handele. Bei dem Namen des Kaisers schlug der Berauschte das Kreuz und murmelte ein Gebet; darauf brach er in Verwünschungen aus gegen seinen Herrn, weil dieser ihn und die Bauern ins Unglück gestürzt habe, da er ihnen von seinem Lande nur ein Drittel gab. Es blieb Wera nichts anderes übrig als zu warten, bis der Mann nüchtern geworden. Sie bat also das Weib des Bauern um ein Nachtlager, welches ihr jedoch in Stalle angewiesen wurde. So ging sie hinaus, entschlossen, die Nacht im Freien zu verbringen.

Unwillkürlich richtete sie ihre Schritte nach dem Herrenhause. Wie eine dunkle Mauer stieg der Lindenwald, darin das Häuschen lag, vor ihr auf. Bald gewahrte sie durch die Stämme Licht. Wie gewaltsam angezogen, ging sie näher und näher, bis sie dicht vor dem Fenster stand.

Sie konnte das ganze Zimmer übersehen. Da war der Teetisch mit dem Samowar, da war das Mütterchen und Grischa. Anuschka mußte in der Küche sein. Wie hell und friedlich es drinnen aussah! Aber die Bewohner schienen davon nichts zu fühlen. Sie saßen sich gegenüber und blickten sich an und sagten nichts, denn ihr Leid war zu groß für Worte. Wie alt das Mütterchen erschien! Es waren erst zehn Stunden, daß Wera sie nicht gesehen; aber das Mütterchen war seitdem um zehn Jahre gealtert. Wie lange würde es dauern und jener Mann war allein auf der Welt. Langsam, langsam schlichen für ihn die Tage dahin, einer wie der andere, und immer bohrte der gleiche Schmerz in ihm: du mußt „sie“ verachten! Und jetzt glitt das Mütterchen von

ihrem Sitz herunter ihrem Sohn zu Füßen, schmiegte sich an seine Knie und streckte ihre zitternden Hände zu ihm auf. Was mochte sie ihm sagen? — — „Dein altes Mütterchen ist bei dir; dein altes Mütterchen liebt dich; bringe dein altes Mütterchen doch nicht in die Grube.“ Aber Grischka saß stumm und starr und konnte der alten Frau zu seinen Füßen nicht antworten: „Ich will leben, für dich!“

Wera wich vom Fenster zurück, bis in den Wald hinein. Da stand sie und vermochte sich nicht loszureißen von dem Anblick des Häuschens und des Lichtes. Mitternacht war längst vorüber; als dieses endlich erlosch.

Beim Morgengrauen begab sich Wera in das Haus des Ältesten, weckte den Knecht und schickte ihn zum Bauern, um ihm zu sagen, wer da sei. Es dauerte auch nicht lange, so kam der Gerufene; er war nüchtern, wie es schien. Wera gab sich zu erkennen und wurde von dem Manne sofort ins Haus geführt. Der Bauer schickte sein Weib hinaus, verschloß die Tür, und die beiden besprachen sich miteinander. In der nächsten Nacht wolte der Älteste sämtliche Bauern zusammenberufen auf das Feld, an einen bestimmten Platz. Dort sollte der Ukas vorgelesen und die Leute aufgefordert werden, die Gebote des Zaren zu erfüllen. Nachdem das beschlossen war, nahm Wera Trank und Speise zu sich und hielt sich während des ganzen Tages in der Hütte verborgen. Gegen Abend bat sie ihren Wirt, er möchte zu Grigor Michailitsch gehen und diesen im Namen der Gemeinde nochmals auffordern, seinen Landbesitz zu verteilen. Der Mann willigte ein und ging, kam aber sehr bald zurück, mit dem Bescheide, daß Grigor Michailitsch von keiner Teilung wissen wolte; sie mußten also den Willen des Zaren gewaltsam durchsetzen.

In der Nacht versammelten sie sich auf einem Hügel mitten in der Steppe. Timoteus Petrowitsch zündete eine Wachskerze an, steckte sie in die Erde, legte daneben das Evangelienbuch und darauf das Kreuz, kniete vor diesen heiligen Gegenständen nieder und las den Bauern den geheimen kaiserlichen Ukas vor. Darin hieß es, daß der Zar seinen Bauern längst den ganzen Grund und Boden zum freien Genuß überlassen und sie von allen Steuern befreit hätte, daß aber die Gutsbesitzer, die Geistlichkeit und die Beamten diesen Ukas vor den Bauern versteckt hielten. Deshalb erlasse der Zar dieses geheime Manifest, auf Grund dessen sich die Bauern im geheimen zu einem Bunde vereinigen, sich Waffen anschaffen und sich gegen die Gutsbesitzer erheben sollten.

Der Inhalt dieser gefälschten Urkunde machte auf die Bauern einen unbeschreiblichen Eindruck. Alle drängten sich zu dem Evangelium hin, legten ihre Hände darauf und gelobten, den Willen des Kaisers zu erfüllen. Nun berichtete Timoteus Petrowitsch, daß von den „Kommissären des Kaisers“ allen Bauern in der Umgegend von Moskau heimlich Waffen gebracht worden wären und daß sich auch in Dawidkows ein Vorrat von Gewehren und Munition befände, den er in dem Birkenwäldchen hätte eingegraben lassen. Sogleich brachen die Leute dorthin auf. Der Älteste schritt mit dem Evangeliumsbuche und dem Kreuze voraus, Wera trug neben ihm die Kerze. So bewegte sich, wie eine Prozession, der Zug durch die Nacht über Feld und Steppe dem Walde zu. Timoteus Petrowitsch wies den Bauern den Ort, wo die Waffen verscharrt lagen; man grub sie hervor, verteilte sie und zog darauf, wie man gekommen war, zum Dorf zurück in die Kirche, wo die heiligen Gegenstände feierlich auf den Altar niedergelegt wurden und der Älteste eine Rede hielt. Dann brach die Empörung aus.

Weras Auftrag war erfüllt; sie war gehorsam gewesen. Jetzt galt es zu verhüten, daß sie auch zur Mörderin würde. Es galt, das bedrohte Leben des Gutsherrn zu retten, oder mit ihm zu sterben.

Sie eilte den Rebellen voraus. Ihre Todesangst um Grischka gab ihr ihre ganze Kraft und Entschlossenheit zurück; sie wußte ganz genau, was sie zu tun hatte, daß sie Grischka sagen mußte: Rette dich, fliehe und nimm mich hin! Dem alten, seelenguten Mütterchen würde niemand ein Leids zufügen.

Es war eine dunkle Nacht, kein Stern glänzte am Himmel. Wera stürzte in den schwarzen Wald hinein, rannte gegen die Stämme an, stolperte über die Wurzeln, verlor die Richtung. Das hielt sie auf. Schon vernahm er hinter sich die Stimmen der Empörer, denen sich auch die Weiber angeschlossen zu haben schienen. Während Wera verzweiflungsvoll vorwärtsdrang, fiel ihr ein, daß sie bei der Verlesung des Ukas unter den Männern auch Mischka gesehen hatte, dessen hübsches Gesicht von fanatischer Leidenschaft entstellt war. Ihr begann zu grausen. Dieser Mischka war der Spielgefährte Grischkas gewesen, der Liebling des Mütterchens; auch Grischka liebte ihn und war auch dieser dabei, seinen Herrn zu verraten! Wenn Grischka ihn erblickte, es würde sein gütiges Herz wie ein Dolchstoß treffen. Wehe dem russischen Volke, wenn es viele solcher Knechte besaß, die gegen solche Herren die Hände erhoben.

Gott sei Dank; sie hatte einen Vorsprung gewonnen! Sie lief aus dem Wald, sie stürzte zum Hause, das schwarz und tot dalag, sie warf sich gegen die Tür, sie pochte und schrie: „Öffnet, öffnet! Um des Himmels willen, öffnet!“

Aber es blieb im Hause dunkel und still. Von neuem vernahm sie die wilden Stimmen der Aufwührer.

„Grigor Michailitsch! Grigor Michailitsch! Ihre Bauern kommen, Sie zu ermorden.“

Kein Ton antwortete ihrem wilden Geschrei.

„Grigor Michailitsch, ich habe die Bauern angestiftet, gegen Sie zu ziehen und Sie zu töten; ich, Wera, die Sie lieben, die sich Ihnen jetzt zu Füßen werfen will. So hören Sie doch! Aus Erbarmen! Grigor Michailitsch — Grischka! Grischka!“

Sie vernahm drinnen ein Geräusch; man hatte sie gehört. Wera warf sich vor der Tür nieder. Wenn er öffnete, sollte er sie vor sich sehen, zu seinen Füßen. Auf ihren Knien wolte sie ihn um sein Leben bitten.

Aber er öffnete nicht. Und sie kamen!

Grischka hatte seinen Namen rufen hören, hatte Weras Stimme erkannt, hatte verstanden, was sie so fürchterlich schrie. Er befand sich in seinem Zimmer und saß vollständig angekleidet auf seinem Bett. Er war klar bei Gedanken, durchaus ruhig, überlegte und faßte einen Entschluß. Also das Weib, welches für ihn gleich einem leuchtenden Sternbilde gewesen, hatte sich von einem Begehrlichen küssen lassen, war schlecht geworden und gefallen! Also seine Bauern, denen er Wohltaten über Wohltaten erwiesen, kamen, ihn zu töten — —

Ekel ergriff ihn, ein unaussprechlicher Ueberdruß am Leben, eine unsägliche Verachtung alles dessen was Mensch war.

Aber sein Mütterchen!

Er konnte seinem Mütterchen nicht helfen; das mußte ein Stärkerer tun als er. Er war ein schwacher, hilfloser Wicht, ein vom Sturm gebrochener Halm. Fort mit ihm!

Immer noch rief sie draußen seinen Namen; voller Verzweiflung, voller Flehen, daß er am Leben bleibe.

Aber er öffnete nicht!

Und jetzt kamen sie, jetzt waren sie da.

Grischa erhob sich. Er wollte zu seinem Mütterchen gehen; sein Mütterchen sollte ihn segnen. Dann war er fertig mit dieser Welt.

* * *

Johlend und heulend kamen die aufrührerischen Bauern vor das Haus gezogen, Timoteus Petrowitsch und Mischka führten sie an, sämtliche Weiber waren dabei, selbst Kinder. Wera warf sich den Wütenden entgegen und beschwor sie, ihres Herrn Leben zu schonen und ihm sein Land zu nehmen. Aber die Bauern schrien auf sie ein, was ihr in den Sinn gekommen sei. Sie habe den Ukas des Zaren nach Dawidkows gebracht.

Unterdessen war man im Hause endlich erwacht. Die draußen vernahmten das Jammergeschrei des Mütterchens und das Geheul der Mägde. Jetzt erschien Anuschka an einem Fenster, riß es auf, begann zu schelten und zu zetern; sie sollten sich nach Hause scheren! Ein Bauer legte an, schoß ab, traf aber nicht. Wera hörte die Stimme Grischas; ein zweiter Schuß fiel.

Nun stürmten die Bauern das Haus, dessen Tür nach einigen Augenblicken gesprengt war. Wera hatte sich vorgedrängt; die ersten, die in das offene Gebäude stürzten, rissen sie mit hinein.

Ihn retten oder mit ihm sterben!

Nicht fähig, etwas anderes zu denken, spähte sie nach ihm aus und, während die Rote im Erdgeschloß sogleich zu plündern und zu zerstören begann, eilte sie die Treppe hinauf in das Schlafzimmer des Mütterchens. Dort war er! Er hatte sich vor seinem Mütterchen niedergeworfen und hielt die zitternde Gestalt mit beiden Armen umschlungen, fest an sein Herz gedrückt. Als Wera ihn anrief, zuckte er heftig zusammen, dann löste er sich langsam, zaudernd von dem heiligen Leib, der ihm das Leben gegeben.

„Fliehen Sie! Retten Sie Ihr Leben! Um Ihres Mütterchens willen, um — meiner willen!“

Grischa richtete sich auf, sah Wera an und übergab ihr mit einer leichten Bewegung seines Hauptes das Leben seiner Mutter, dieses zu schützen und zu retten. Im nächsten Augenblick war das Zimmer von den wilden Gestalten der Bauern erfüllt und Grischa umringt. Halb von Sinnen vor Jammer machte Wera einen letzten Versuch, ihn zu retten; er sollte wenigstens sein Leben verteidigen. Sie entriß einem Bauern das Gewehr, brach sich Bahn, flog auf Grischa zu und hielt ihm die Waffe hin. Aber dieser wies zurück; mit demselben Blick, mit derselben Gebärde, mit der er sich auf der Landstraße von ihr abgewandt hatte. In diesem Augenblicke traf ihn ein Schuß und Mischka drängte sich vor; Grischa taumelte gegen die Wand und brach, seinen Blick auf Wera gerichtet, zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Humor des Auslandes. Sie: „Der Hund, den du gestern gekauft hast, ist ganz unerträglich. Gestern lief er in die Küche und fraß alles auf, was er fand.“ — Er: „Alles? Unmöglich!“ — Sie: „Doch! Nur das Hundefutter ließ er stehen.“

Ein junger Mann heiratete kürzlich und kaufte sich ein kleines Häuschen, entschlossen, in dem dazugehörigen Garten seinen ganzen Gemüsebedarf zu bauen. Er begann also den Garten umzugraben, und

war überrascht, nach halbstündiger Arbeit ein Goldstück zu seinen Füßen zu finden. Mit neuer Kraft grub er weiter. Verschiedene Nickel- und Silbermünzen, darunter ein Taler, lohnten seine Anstrengung. „Beim Kolumbus! Wenn dies keine Goldmine ist“, sprach er und grub wie wild weiter. „Soll mich wundern, was ich weiter finden werde.“ — Seine Arme schmerzten, dicke Schweißtropfen rannen von seiner Nase herunter, und im Nacken hatte er ein Gefühl, als wenn er ihm brechen wollte. So ging es nicht weiter. Er streckte sich also, wobei er vor Schmerz stöhnte, und im selben Augenblick fühlte er etwas Kaltes an seinem Beine heruntergleiten. In Nu hatte er die Wahrheit erfaßt. In seiner Hosentasche war ein Loch.

Deit dat dann wih? Der Scherz aus der „Münchener Jugend“ von den „Deux Perdsköpp à Cologne“ erinnert eine Leserin der „Straßburger Post“, eine Kölnerin, an eine andere Alt-Kölner Anekdote: In der heiligen Stadt am Rhein heiratete die Tochter einer vornehmen Bürgersfamilie einen französischen Offizier mit Namen François. Die Schwiegermutter, eine echte Kölnerin — früher wurde auch in den besten Kölner Familien Dialekt gesprochen — brachte den Vornamen ihres Eidams nicht einwandfrei heraus und sagte immer: Mine leewe Frankois für François. Einigermassen unangenehm berührt über die Entstellung seines Namens erklärte der Schwiegersohn: Aber Mama, ich heiße François, ich habe eine Cédille unter dem O. Die gute alte Dame blickte ihn einen Augenblick bekümmert an und meinte dann mit einem Senfzer aufrichtigen Mitleids: Ach Jott, du arme Jung, deit dat dann ärch wih? Bei dem O und der Cedille hatte die Wackere vermutlich an ein Leiden unter einer der Zehen gedacht.

Der „dicke Bill“ Nr. 2. In Suffern im Staate Newyork lebt ein biederer Bürgersmann mit Namen William Sinell, der sich einer Körperfülle erfreut, die den berühmten Leibesumfang des Präsidenten Taft noch übertrifft, und der in seiner Heimat ebenso wie das Staatsoberhaupt den Spitznamen „Big-Bill“ führt. Vor einiger Zeit hatte der „dicke Bill“ einen heftigen Streit mit seiner Frau Sarah Cohen, in dessen Verlauf er ihr arge Grobheiten sagte. Die gekränkte Dame lief sofort zum Kadi, und der Richter verurteilte Bill zu einer Buße von 250 Dollar. Nun erschien Frau Sarah, Tag für Tag in der Wohnung des Dicken, um ihr Geld abzuholen, aber er zahlte nicht. Da wandte sie sich von neuem an das Gericht, und Bill wurde verurteilt, für jeden Dollar einen Tag Gefängnis abzusitzen. Pflichtgemäß stellte er sich dem Sheriff Groß, der ihn in das Gefängnis von Rockland County einlieferte. Da ergab es sich aber, daß der 295 Pfund schwere „dicke Bill“ in keine einzige Zelle der Strafanstalt hineinging! Der Sheriff gab sich alle Mühe, aber es war vergebens, Bill konnte seine 250 Tage im Gefängnis nicht verbüßen. So blieb nichts anderes übrig, als dem Dicken zu gestatten, seine Strafe in einem — Hotel, das dem Gefängnis gegenüberliegt, abzusitzen.

Falläpfel. Im „Apoldaer Tageblatt“ erschien am 25. Juli folgende Anzeige: „Falläpfel gibt ab Pferdehandlung B.“ Wer will Käufer sein?

Aus alter Zeit. Hauptmann (bei 33° Wärme zum Tambour): „Trummler, trummel e mol!“ — Trummler: „Na, i trummel net!“ — Hauptmann: „Warum trummelst net?“ — Trummler: „Mir is ze heiß!“ — Hauptmann: „Na, mir is a heiß!“ — Trummler: „Na, du trummelst jo a net. Hauptmann!“